

Rezenzionen



**Altmayer, Claus; Forster, Roland (Hg.):
Deutsch als Fremdsprache: Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche –
Bezugsdisziplinen. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003
(Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache 73). 284 S.**

Ausgangspunkt des Sammelbandes war es, das wissenschaftliche Selbstverständnis des verhältnismäßig jungen Faches Deutsch als Fremdsprache resümierend darzustellen und zugleich Antworten auf die Fragen zu finden, die in der zwischen 1996 und 1999 in der Zeitschrift *Deutsch als Fremdsprache* geführten Strukturdebatte angesprochen wurden. Die Autoren erläutern durch eine systematische Bestandsaufnahme die wichtigsten Teilbereiche und Bezugsdisziplinen und setzen sich dabei auch mit der Frage nach der Wissenschaftlichkeit und nach den Forschungsdesiderata des Faches auseinander. Der Band umfasst 11 Beiträge, die teilweise aufeinander Bezug nehmen und sich zugleich alle um das Hauptthema Deutsch als Fremdsprache gruppieren. Die Autorinnen und Autoren, *Claus Altmayer, Roland Forster, Albert Raasch, Lutz Götze, Eva-Maria Willkop, Regina Hessky, Frank Thomas Grub, Haymo Mitschian, Ursula Hirschfeld* und *Dagmar Blei* beleuchten alle ein wichtiges und aufschlussreiches Gebiet, da der Umfang dieser Rezension jedoch begrenzt ist, muss ich bei der Vorstellung der Beiträge eine willkürliche Auswahl treffen. Neben dem Artikel von Regina Hessky, der aus der Sicht der ungarischen Germanistik verständlicherweise am meisten relevant ist, werde ich noch einige andere, die Probleme und

Bezugsdisziplinen des Faches Deutsch als Fremdsprache gut widerspiegelnde Beiträge ausführlicher besprechen.

Der erste hier zu erörternde Beitrag von *Lutz Götze* fängt mit einem historischen Überblick der anfänglichen Schwierigkeiten bei der Akzeptanz der Sprachlehr- und -lernforschung an. Die neue Disziplin wurde durch die Gründung des Seminars für Sprachlehrforschung an der Ruhr-Universität Bochum auch auf akademischer Ebene angenommen. Ihr Gegenstandsbereich ist das durch den Unterricht gesteuerte Lehren bzw. Lernen von Fremdsprachen, ihr Erkenntnisinteresse, die Wirkung von Vermittlungsprozessen zu überprüfen und sie zu verbessern. Schließlich versucht ihr forschungsmethodischer Ansatz, auch von der Empirie ausgehend, sich fachübergreifend an den Lernern zu orientieren. Götze äußert sich ziemlich kritisch über die „revolutionären“ Neuerungen der Sprachlehr- und -lernforschung und er bemerkt sehr richtig, dass der Paradigmenwechsel von den Lehrenden zu den Lernenden als Kern des Unterrichtsprozesses bereits Jahre zuvor vollzogen und die Anlehnung an die Empirie für die theoretischen Forschungen schon seit langem praktiziert wurde. Nicht einmal der interdisziplinäre Ansatz erwies sich als tragfähig. Diese Enttäuschungen verhalfen der Sprachlehr- und -lernforschung statt

zu einer sprachübergreifenden eher zu einer auf die Einzelsprache konzentrierten Arbeitsweise.

Im Anschluss an diesen historischen Überblick geht Götze zur Vorstellung des Faches Deutsch als Fremdsprache über. Die anfänglich ausschließlich als Unterrichtsfach etablierte und für das Beibringen der deutschen Sprache benutzte Disziplin entwickelte sich langsam zu einer akademischen Wissenschaft. Doch trotz dieser vielversprechenden Konsolidierung besteht die Gefahr, dass Deutsch als Fremdsprache sich in Teilbereiche zersplittert und sich wieder zum einfachen Sprachvermittlungsfach degradiert. Um diese Zurückbildung zu verhindern, postuliert Götze 10 Thesen, die als theoretische Rechtfertigung der Legitimität aufgefasst werden können und in denen er unter anderem die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen Deutsch als Fremdsprache und der Auslandsgermanistik betont.

Der nächste Beitrag von *Eva-Maria Willkop* bringt die Angewandte Linguistik mit dem Deutschen als Fremdsprache in Bezug. Nach einer Begriffserklärung der Angewandten Linguistik betont Willkop die schon immer wichtige Rolle, die die Fremdsprachendidaktik bei der Entwicklung und Etablierung der Angewandten Linguistik als akademischer Disziplin gespielt hat. Im zweiten Teil des Beitrages beschreibt die Autorin jene linguistischen Aspekte, die im Bereich der Angewandten Linguistik mit Sicherheit als Anregungen für Deutsch als Fremdsprache dienen können. Anschließend wechselt sie die

Perspektive und plädiert für die bisher wenig beachtete Erkenntnis, dass Lehrende und Lernende sowohl über linguistisches Wissen als auch über eine autonome Weiterlernkompetenz verfügen müssen.

Regina Hessky schreibt über die Beziehung zwischen Deutsch als Fremdsprache und Auslandsgermanistik und bemerkt kritisch, dass trotz der sehr frühen Erscheinung des Deutschen als Fremd- oder Zweitsprache im Bildungswesen vieler Länder (z.B. in Polen, Ungarn oder Japan), die Auslandsgermanistik kaum Gegenstand internationalen Interesses gewesen ist. Da der Begriff der ‚Auslandsgermanistik‘ selber näherer Erklärung bedarf, versucht die Autorin zuerst in Kürze zu umreißen, was unter dem – in Fachkreisen übrigens durchaus geläufigen – Ausdruck verstanden wird. Sie benutzt die Bezeichnung ‚Deutsch als Fremdsprache‘ für das Studienfach im deutschsprachigen Raum, während die ‚Auslandsgermanistik‘ bei ihr das Germanistikstudium im nichtdeutschsprachigen universitären Bereich bedeutet. Aus diesem nicht-deutschen soziokulturellen Umfeld ergibt sich eine ‚Außenperspektive‘, und zugleich folgt eine unterschiedliche Schwerpunktsetzung in den Forschungsfeldern, die zum Teil auf historische Entwicklungen zurückzuführen sind. Trotz dieser strukturellen und inhaltlichen Unterschiede hat die Auslandsgermanistik die gleiche Aufgabe wie DaF im deutschsprachigen Raum: Sie bereitet auf den gleichen Beruf vor. Im Hinblick auf die Zukunft plädiert Hessky für eine engere Zusammenarbeit zwischen

DaF und Auslandsgermanistik und hofft auf die Etablierung einer ‚Eurogermanistik‘, die zur Folge hätte, dass sich die Unterschiede zwischen Binnen- und Außenperspektive verringern und zugleich eine größere Mobilität der beteiligten Studierenden und akademischen Wissenschaftler erreicht werden könnte.

Claus Altmayer bemerkt gleich am Anfang seines Beitrags über Deutsch als Fremdsprache und Landeskunde, dass die Landeskunde bzw. die Kulturwissenschaft trotz der Tatsache, dass sie eine der vier ‚Ausrichtungen‘ des Faches DaF ist, bisher weder an den Lehrstühlen für Deutsch als Fremdsprache noch in der Forschung mit gleichem Gewicht vertreten war wie die anderen lehr- und lernwissenschaftlichen Ausrichtungen. Altmayer untersucht die Möglichkeit der Aufwertung der Landeskunde als akademische Disziplin und beschreibt die Gebiete, in denen die Kulturwissenschaft zur traditionellen, an rein faktischen Themen (wie politisches System, Bildungswesen und Sozialstruktur) orientierten Landeskunde beitragen kann. Dabei warnt er vor den homogenisierenden und mit abgenutzten Klischees operierenden Kulturauffassungen und plädiert stattdessen für eine Auffassung, bei der das Individuum als ein Subjekt und nicht als ein von außen betrachtetes Objekt erscheint. Wie eine kulturwissenschaftliche Forschung im Bereich Deutsch als Fremdsprache zu realisieren wäre, wird anschließend in Form einiger Thesen zusammengefasst.

Über eine evidente Symbiose von

Phonologie, Phonetik und Deutsch als Fremdsprache referiert *Ursula Hirschfeld*. Die Ausspracheprobleme sowie segmentale als auch prosodische Abweichungen von der Norm können die Verständigung erschweren. Deshalb ist es eine elementare Aufgabe des Faches Deutsch als Fremdsprache, die Phonetik angemessen zu beachten. Dies sollte, von den wissenschaftlichen Untersuchungen und Publikationen ausgehend, durch die phonologischen und phonetischen Lehreraus- und -fortbildungen bis hin zur Entwicklung und Einsetzung spezieller Lehr- und Lernmaterialien zur zielgruppen-gerechten Ausspracheschulung geschehen. Hirschfeld betont in ihrem Beitrag diesen letzteren Aspekt und beschreibt detailliert den Prozess des Aussprachelernens. Dabei behandelt sie die Voraussetzungen wie die Ausgangssprache (die ja die Art der phonetischen Interferenzen bestimmt), den individuell unterschiedlichen Prozess des Hörens und Verstehens, die Sprechmotorik, die Wichtigkeit der Bewusstmachung der Aussprachefertigkeiten, die Berücksichtigung der persönlichen Eigenschaften (wie Lernalter, psychische und physische Gegebenheiten) und den möglichst häufigen Kontakt zur Zielsprache. Nach der Behandlung der Voraussetzungen geht sie auf die inhaltlichen Schwerpunkte und auf das methodische Vorgehen bei der Ausspracheschulung über. Dabei gibt sie einerseits konkrete, praxisbezogene Tipps und Übungstypologien als auch Verweise auf gut strukturierte Materialien an. Die Autorin betont verständlicherweise die unbestreitbare Rolle der

verschiedenen tontragenden Medien (Kassette, CD, CD-Rom, Video), erwähnt aber zugleich weniger übliche Hilfsmittel zu den Phonetikübungen wie Erklärungen, Abbildungen, die internationale Transkription (API) und das Kombinieren von Aussprache-, Grammatik-, und Wortbildungsübungen. Sie schließt ihren Beitrag mit einer Aufzählung der zukünftigen Forschungsaufgaben der Phonetik und Phonologie im Bereich Deutsch als Fremdsprache.

Der Sammelband ist aus einer guten Auswahl von Studien zusammengestellt worden und gibt ein übergreifendes Bild der im Titel des Bandes formulierten Aspekte des Faches Deutsch als Fremdsprache. Die Arbeiten erfüllen die in der Zielsetzung des Bandes formulierten Kriterien. Besonders positiv ist der Versuch zu vermerken, dass sich durch die eingehende Behandlung aller Bezugs- bzw. Referenzwissenschaften ein solch komplexes Bild über Deutsch als Fremdsprache abzeichnet,

wie das bisher noch nie unternommen wurde.

Einige der Autoren (wie Raasch, Götze, Hessky, Grub, und Altmayer) besprechen das Thema ‚Deutsch als Fremdsprache‘ aus eher theoretischer und forschungsorientierter Sichtweise, andere (wie Willkop, Mitschian, Forster, Hirschfeld und Blei) beziehen sich eher auf die Erfahrung, und ihre Aufsätze sind durch ihre Konstruktivität und Vielfalt zugleich auch für die unmittelbare Unterrichtspraxis von Nutzen. Jedem Beitrag folgen ausführliche bibliographische Angaben, wodurch dem interessierten Leser eine gezielte Recherche in der Forschungsliteratur um vieles erleichtert wird. Das Buch bietet klare, schnelle und informationsreiche Einblicke in ein modernes Fachkonzept und kann allen, die sich Gedanken über das Profil und die Weiterentwicklung des Faches Deutsch als Fremdsprache machen, empfohlen werden.

Gabriella Gárgyán (Szeged)

Bassola, Péter (Hg.): Német-magyar főnévi valenciászótár. Deutsch-ungarisches Wörterbuch der Substantivvalenz. Szeged: Grimm Kiadó, 2003. 192 S.

Die Erforschung der Valenzstruktur stellt seit mehreren Jahrzehnten einen organischen Bestandteil der germanistischen Linguistik dar. Davon zeugt nicht nur die enorme Fülle der Aufsätze und Monographien zum Thema Verb- oder Substantivvalenz, sondern auch die relativ große Anzahl von Valenz-

wörterbüchern des Deutschen, die nicht primär eine möglichst exhaustive Beschreibung der Bedeutungsstrukturen erstreben, sondern vielmehr eine detaillierte Deskription der Ergänzungen (auch Argumente oder Komplemente genannt) der Elemente einer bestimmten Wortart, so z.B. der Verben

oder Substantive, bieten. Diese Reihe von Wörterbüchern wurde nun bereichert, als eine zum Teil internationale Forschungsgruppe aus Csilla Bernáth (Universität Szeged), †Sarloa László (Universität Budapest), Magda Tamássy Bíró (Universität Budapest) sowie Jacqueline Kubczak (IDS Mannheim) unter der Leitung von Péter Bassola (Universität Szeged) beim Grimm Verlag in Szeged im Jahre 2003 ein kontrastiv angelegtes Valenzwörterbuch mit dem Titel *Német-magyar főnévi valenciaszótár. Deutsch-ungarisches Wörterbuch der Substantivvalenz* veröffentlichte.

Diese Veröffentlichung stellt für die ungarische Germanistik jedenfalls ein Novum dar, ist jedoch nicht ganz ohne Tradition. Der erstmals 1984 publizierte und primär praktisch angelegte, d.h. als DaF-Lehrwerk konzipierte Band von Gyula Szanyi und Sarolta László mit dem Titel *Magyar-német igei vonzatok* [Ungarisch-deutsche verbale Rektionen], das seitdem 6 Auflagen erlebt hat und zuletzt 1999 erschienen ist, untersucht die Valenzstrukturen deutscher und ungarischer Verben und kann daher durchaus als Vorgänger der in Frage stehenden Neuerscheinung betrachtet werden. Diese unterscheidet sich jedoch von Szanyi und Lászlós Werk nicht nur in dem Gegenstand, sondern auch darin, dass es die ersten Ergebnisse einer langjährigen wissenschaftlichen Forschungstätigkeit enthält, und die neuere Valenzforschung – besonders im Bereich des Substantivs – weitgehend berücksichtigt.

Wie es bereits aus dem Titel hervor-

geht, stellt den Untersuchungsgegenstand des Bandes die deutsche Substantivvalenz dar, die aus kontrastiver (deutsch-ungarischer) Sicht analysiert wird. Eine wichtige Besonderheit des Wörterbuchs resultiert aus der Tatsache, dass die Autoren die Substantivvalenz *sui generis*, d.h. „nicht als ein rein sekundäres, vom Verb oder Adjektiv abgeleiteten (sic!) Phänomen“ (S. 13) betrachten. Diese Annahme erlaubt den Autoren, nicht nur von Verben und Adjektiven abgeleitete (z. B. *Erklärung* oder *Schwierigkeit*), sondern auch nicht-abgeleitete Substantive (z. B. *Zeit*) ins Wörterbuch aufzunehmen. Doch erscheint sie mir gewissermaßen als problematisch. Einerseits kann Valenz keine generelle Eigenschaft der Substantive sein, es gibt ja zahlreiche avalente Substantive (*Tisch*, *Stuhl*) bzw. solche mit avalenten Bedeutungen (*Zeit*). Andererseits können mit einer solchen Annahme die Ähnlichkeiten zwischen der Valenzstruktur eines z.B. deverbale Substantivs und der des zugrundegelegten Verbs nicht erfasst werden. Es ist auch zu fragen, warum die Autoren bei der Beschreibung der Valenzstruktur eines deverbale Substantivs oft auf das zugrundeliegende Verb zurückgreifen (etwa bei *Erklärung für etw. auf etw. erklären*), wenn sie doch Substantivvalenz als eine primär substantivische Erscheinung betrachten.

Die Beschreibung der Valenz der gewählten Substantive erfolgt aufgrund der Mannheimer Korpora – diese korpusbasierte Vorgehensweise stellt ebenfalls eine nicht zu vernachlässigende Besonderheit des Wörterbuchs dar, die zur Objektivität der Deskription

wesentlich beigetragen hat. Das Wörterbuch ist nach der Intention der Autoren praktisch angelegt. Es kann somit im fortgeschrittenen DaF-Unterricht, beim Übersetzen, aber auch im Hochschulunterricht – und zwar sowohl bei der philologischen als auch bei der pädagogischen Ausbildung – eingesetzt werden. Die Verwendbarkeit des Wörterbuchs wird leider gewissermaßen durch die Tatsache vermindert, dass dieses Nachschlagewerk – wie oben gesagt – lediglich die ersten Ergebnisse der Forschungstätigkeit des Autorenkollektivs, d.h. die kontrastive Beschreibung der Valenzstruktur von nur 50 Substantiven enthält. Allerdings haben die Autoren vor, weitere 150 Substantive zu untersuchen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen in weiteren drei Bänden mit jeweils 50 Items zu veröffentlichen. Somit handelt es sich bei dem diesmal publizierten Werk um den ersten Band einer Wörterbuchreihe – ein Umstand, auf den die Verfasser die Leser bereits im Titel – beispielsweise durch die Hinzufügung *Band I* – hätten aufmerksam machen können.

Das Wörterbuch ist in vier Teile gegliedert. Der aus 20 Seiten bestehende erste Teil hat den Titel *Vorspann* und dient – erwartungsgemäß – als Einführung. Diese Einleitung fängt mit einer Danksagung an, auf diese folgt das Vorwort, das eine Kurzzusammenfassung der wichtigsten linguistischen Grundlagen des Wörterbuchs enthält. Es ist m. E. gut konzipiert, leicht nachvollziehbar und enthält alle Hintergrundinformationen, die für die Verwendung des Wörterbuchs sich als

notwendig erweisen. Es geht jedoch auch darüber hinaus, da es infolge der an vielen Stellen eingefügten Angaben der grundlegenden und weiterführenden Literatur auch diejenigen Leser bedient, die sich mehr für den linguistischen Hintergrund des Wörterbuchs interessieren. An das Vorwort schließen sich eine Liste der bearbeiteten 50 deutschen Substantiven, ein Verzeichnis der Abkürzungen (mit Auflösung) sowie eine Erklärung der Struktur der einzelnen Lemmata an. Für den gesamten ersten Teil ist eine strikte Zweisprachigkeit charakteristisch, wie das bei einem kontrastiven Wörterbuch normalerweise der Fall ist. Diese Zweisprachigkeit wird lediglich im Abkürzungsverzeichnis aufgegeben, und dort auch nur teilweise: Zu den deutschen Termini werden immer die ungarischen Äquivalenten angegeben, die Angabe der deutschen Entsprechung zu den ungarischen Termini fehlt jedoch systematisch. M. E. sollte diese Angabe zumindest verweismäßig erfolgen, so sollte z. B. zur Auflösung von **biz.** als **bizalmas** in Klammern auch die Information (s. vertr.) angegeben werden. Außerdem sollte der Fettdruck, der in der Abkürzungsliste zur Hervorhebung der ungarischen Termini dient, konsequent bei allen ungarischen Abkürzungen, so auch bei STRUKT erscheinen.

Der zweite Teil des Werkes, das eigentliche Wörterbuch ist mit seinen 152 Seiten der umfangsreichste Teil des Bandes. Am Anfang findet man eine bloße alphabetische Liste der beschriebenen 50 Substantiven – allerdings ohne Seitenzahl. Die Angabe der Seitenzahl hätte sicherlich zu einer

besseren Orientierung beigetragen. An diese Substantivliste schließt sich der Wörterbuchteil, d.h. die alphabetisch angeordnete Auflistung der Valenzbeschreibungen an. Was die Struktur der einzelnen Wortartikel betrifft, so findet man am Ende des Vorspanns eine zweisprachige Darstellung. Diese Beschreibung der ansonsten durchaus logisch aufgebauten Wortartikel erscheint mir jedoch etwas umständlich und daher auf den ersten Blick kaum durchschaubar. Besser wäre etwa im inneren Umschlagblatt oder gleich auf der ersten Seite ein Beispiel mit Kommentaren gewesen, wie man es in größeren Wörterbüchern (etwa im DaF-Wörterbuch von Langenscheidt) finden kann.

Am Anfang der Wortartikel steht das Lemma mit seinen – in den ungarischen DaF-Lehrwerken gewöhnlichen – morphologischen Angaben: Genus (in Form des Definitartikels), Singular Genitiv (in Form der einschlägigen Endung) sowie Plural Nominativ (in Form der einschlägigen Endung). Darauf folgen die valenten Bedeutungen des fraglichen Substantivs mit einer ungarischen und (in Klammern angegebenen) deutschen Umschreibung sowie der ungarischen Entsprechung. Die Umschreibungen sind relativ sachlich und verständlich formuliert. Sie erweisen sich oft sehr nützlich, wenn z. B. ein Substantiv mehrere Bedeutungen hat, und auch die ungarischen Entsprechungen übereinstimmen. So findet man z.B. beim Lemma *Erklärung* folgende Angaben (vgl. S. 71): „1. vminek az oka (Grund für etw) – magyarázat, 2. vminek a megokolása

(Begründung für etw) – magyarázat, 3. magyarázó kommentár (Erläuterung zu etw) – magyarázat, 4. hivatalos közlés (offizielle Mitteilung) – nyilatkozat)”. Die valenten Bedeutungen werden durch die Angabe eventuell vorhandener sonstiger und avalenter Bedeutungen bzw. Nominalisierungen ergänzt.

Der restliche Teil der Wortartikel ist der Beschreibung der Valenzstruktur für jede einzelne Bedeutung gewidmet. Um die Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, zählen die Autoren die einzelnen Beschreibungselemente am linken Rand stichwortartig (auf ungarisch und in Klammern auf deutsch) auf. So steht am Anfang die **Ableitung** der Valenzstruktur aus einem Verb, Adjektiv und/oder Funktionsverbgefüge. Im Falle der ersten Bedeutung von *Erklärung* (s. oben) findet man hier u.a. Folgendes: „etw (A1) erklärt etw (A2)”, wo A1 das erste, A2 das zweite Argument bedeutet. Der Ableitung folgt die auch typographisch hervorgehobene **Struktur**, d. h. die Angabe des Substantivs mit allen möglichen Argumenten in Proformen, bei *Erklärung* 1 z. B. „jmds (A1) Erklärung(en) zu etw (A2)”. An die Struktur schließen sich die einzelnen Argumente an, d. h. die deutschen Realisierungsmöglichkeiten mit je einem Beispiel und der ungarischen Übersetzung. So findet man zum zweiten Argument von *Erklärung* 1 u.a. Folgendes: „**GEN** – widersprüchliche Theorien zur Erklärung des Waldsterbens – **vmi(nek a) – ellentmondásos elméletek az erdőpusztulás magyarázatára**”. Diese Grundinformationen können durch **Anmerkungen** ergänzt werden, so wird bei *Erklärung*

I angemerkt, dass das erste Argument innerhalb der NP nicht realisiert werden kann. Die Wortartikel werden schließlich mit **Beispielen** und **phraseologischen Ausdrücken** abgeschlossen.

Von dem Herzstück, d.h. dem Wörterbuchteil des Werkes kann zusammenfassend festgehalten werden, dass er einem logischen Aufbau folgt, leicht nachvollziehbar ist, anschauliche Beispiele und ziemlich genaue ungarische Übersetzungen enthält. Dies wird durch eine angemessene Typographie ergänzt, die dafür sorgt, dass die einzelnen Wortartikel gut voneinander abzugrenzen sind, was die Übersichtlichkeit des fraglichen Teils wesentlich erhöht.

Der schmale Teil III enthält zwei zweisprachige Wortlisten: eine Liste der deutschen Substantive mit ihren ungarischen Entsprechungen **und** eine der ungarischen Entsprechungen der

deutschen Substantive. Diese beiden Listen können die Suche nach dem einen oder anderen Substantiv erleichtern. Auch hier könnten sich jedoch die oben bereits vermissten Seitenzahlen als nützlich erweisen. Der letzte Teil des Wörterbuchs besteht schließlich aus einer ausführlichen Literaturliste, in der die einzelnen Quellen nach den Themenbereichen Valenzwörterbücher, Veröffentlichungen des Autorenkollektivs zum Projekt und zitierte Literatur geordnet sind.

Das vom Autorenkollektiv veröffentlichte *Deutsch-ungarische Wörterbuch der Substantivvalenz* stellt jedenfalls ein bedeutsames Unternehmen dar, das den von den Autoren formulierten Zielsetzungen durchaus entgegenkommen kann. Wir warten auf die Fortsetzung.

Krisztián Tronka (Piliscsaba)

Blei, Dagmar: Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Eigengeschichten zur Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003. 271 S.

Die Publikation von Dagmar Blei *Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache. Eigengeschichten zur Wissenschaftsgeschichte* ordnet sich ein in die Reihe der Veröffentlichungen zum Fach Deutsch als Fremdsprache (DaF), die sich mit der Historiographie dieser jungen akademischen Disziplin beschäftigen. Es ist eine der ersten historiographischen *Monographien* zur Fachgeschichte DaF, die sich mit 270

Seiten der Fachentwicklung des DaF in der DDR¹ widmet. Die Autorin entwirft ein fassettenreiches geschichtliches Bild des Faches, indem sie in seiner Historiographie neue Akzente setzt: Nicht die Fakten und chronologische Entwicklungszusammenhänge einer Fachgeschichte des DaF stehen im Mittelpunkt der Publikation, sondern eine aus der Sicht seiner Fachvertreter *subjektiv erlebte* und *erzählte* Fach-

geschichte. Das Buch geht der Frage nach, wie sich die Rolle einzelner Forscherpersönlichkeiten – der Fachexperten – in der Etablierung und Differenzierung eines Faches erfassen lässt, und danach, wie eine Geschichtsschreibung des Faches von den personen- und berufsgeschichtlichen Ansätzen konzeptionell profitieren kann.

Die sieben Kapitel der Monographie bieten dem Leser einerseits differenzierte Einblicke in die theoretischen Hintergründe der Biographieforschung, andererseits zeichnen sie ein Bild des Faches DaF in der DDR aus der subjektiven Sicht seiner Fachexperten im In- und Ausland. So werden die *prosopographischen* (hier: im weitesten Sinne (*berufs*)*biographischen*) und bewusstseinsgeschichtlichen Ansätze historiographischen Arbeitens in den Kapiteln 1 bis 4 konzeptionell präzisiert und auf die Fachgeschichte DaF projiziert. Die Kapitel 5 und 6 präsentieren die Texte von insgesamt sechs leitfadenorientierten Interviews mit den DaF-Fachexperten der DDR sowie neun Statements der Vertreter des DaF aus sieben Ländern. Dieses umfangreiche Gesamtkorpus der Analyse, das über 150 Seiten umfasst, stellt somit nicht nur eine einmalige Textsammlung zur DaF-Fachgeschichte in der DDR

dar, sondern sie integriert auch eine Innen- und Außenbetrachtung der Fachentwicklung DaF in der DDR. Bezeichnenderweise wird im ersten Kapitel *Eigengeschichte als Motivation* von der Autorin ein *persönlicher* Zugang zur Geschichtsschreibung des Faches DaF über ihre eigene erlebte Fachgeschichte und Berufsbiographie in der DDR gewählt, was die Tragweite des dargestellten Ansatzes unterstreichen könnte.

Dass die Fachgeschichte im deutschen Sprachraum jedoch nach wie vor „ein Stiefkind im Ensemble der Teildisziplinen des akademischen Faches DaF“ (S. 15) zu sein scheint, findet im Überblick zur Forschungsliteratur in der Historiographie des Faches DaF eine eindrucksvolle Bestätigung (Kap. 1). Denn obgleich die Wissenschaftsgeschichte für die Entwicklung der ‚Fachbewusstheit und Identifikation der Fachsozietät‘ förderlich sein kann (S. 16) und ein gestiegenes Interesse der Forschungsgemeinschaft an der Aufarbeitung der geschichtlichen Zusammenhänge festzustellen ist, lassen Belege aus unterschiedlichen historiographischen Publikationen zum DaF auf faktologische und vor allem methodologische Defizite in der Geschichtsschreibung

¹ R Die Publikation ist als Ergebnis eines Projekts entstanden, in dessen Rahmen die Fachexperten zur Fachgeschichte DaF in der DDR befragt wurden. Ausführlich zum Projekt: Blei, Dagmar: Methodische Grundlagen einer Fachgeschichte des Deutschen als Fremdsprache. In: Altmayer, Claus; Forster, Roland (Hg.): Deutsch als Fremdsprache – Wissenschaftsanspruch – Teilbereiche – Bezugsdisziplinen. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003, S. 255-282.

des Faches insgesamt und in der DDR schließen. Die Autorin verweist in diesem Kontext auf die Notwendigkeit eines komplexen methodischen Zugangs zur Fachgeschichte, der das Wechselspiel der gesellschaftspolitischen, soziokulturellen sowie *subjektiven* Faktoren und somit die Triebkräfte einer Wissenschaftsentwicklung zu veranschaulichen vermag (ebd.). Aus den nachgezeichneten methodischen Desideraten wird in der Monographie ein Konzept der Fachgeschichte entwickelt, welches die Rolle der Persönlichkeiten in der Konstituierung und Konsolidierung des Faches DaF auf der theoretischen Basis der *qualitativen Biographieforschung* erfasst und die Relevanz biographischer Erfahrungen für die Wissenschaftsgeschichte an einer exemplarischen Analyse demonstriert. So stehen im Mittelpunkt des nachfolgenden Kapitels *Berufsgeschichten als Fachgedächtnis* die Begriffe der *Berufsbiographie* und der *Berufserinnerungen*, deren Klärung die Ergründung vom Wesen der Biographien (*Berufsleben in Autobiographien*, Kap. 3.1.), die Rolle von Erinnerungen im Gedächtnis (Kap. 3.2) und die Bedeutung des Handlungskontextes für die Erinnerungsarbeit (*Berufsbiographien im Handlungskontext*, Kap. 3.3.) einschließt. Die *Selbstreflexionen der Fachexperten* eines Wissenschaftsfaches fungieren dabei nicht nur als „Einordnungsinstanzen für persönliche Erfahrungen“ im Berufsleben, sondern sie stellen auch „Bedeutungszusammenhänge zwischen dem gesellschaftlichen Wissen über ein Fach und dem eigenen Anteil an ihm“ her (S. 25). Auto-

biographische Berufserinnerungen als episodische (einmalige) und generische (mit einem generativen Charakter) Erinnerungsformen treten dabei als Konstituenten einer Wissenschaftsgeschichte auf und ermöglichen eine Rekonstruktion von Berufsbiographien als Wahrnehmung der Fachgeschichte des DaF „in einem konkret-historischen Kontinuum persönlicher Erfahrungen/Handlungen“ (S. 32). Vor allem für junge akademische Disziplinen gewinnt die Untersuchung von Persönlichkeitsleistungen in der Fachentwicklung an Bedeutung, da die Beschreibung der komplizierten Etablierungsprozesse jener Disziplinen auch und vielleicht gerade aus einer subjektiven Perspektive profitieren kann (vgl. S. 37).

Zu den Vorteilen des Buches zählt jedoch nicht nur die Validität der Darstellung der theoretischen Grundlagen der qualitativen Biographieforschung, sondern auch die prägnante methodische Umsetzung bzw. Konkretisierung jener konzeptionellen Zugänge in einem Analysemodell, welches den Leser von der theoretischen Abstraktion hin zu einem konkreten Feld der DaF-Geschichte mit interessanten inhaltlichen Aussagen zur Fachentwicklung führt. Den theoretischen Ausführungen schließen sich vier nachstehende Hypothesen zur Rolle der Fachexperten in der Wissenschaftsentwicklung des DaF an, die in der Analyse des empirischen Korpus' die Schwerpunkte bilden und als ‚Eckpfeiler des Forschungsdesigns‘ auftreten (vgl. S. 39ff):

1. Fachexperten initiieren
Fachgeschichte

2. Fachexperten profilieren
Fachgeschichte
3. Fachexperten schreiben
Fachgeschichte
4. Fachexperten machen
Fachgeschichte

Die Überprüfung dieser Hypothesen geschieht anhand der Interviewtexte, die Analyseergebnisse werden dabei in einer tabellarischen Form präsentiert, so dass die Eigengeschichten und ihr Beitrag zur Fachgeschichte DaF ausdifferenziert und nachvollziehbar gemacht werden. Mit welchen Fragen verifiziert aber die Autorin diese Hypothesen in den Gesprächen mit DaF-Fachvertretern aus der DDR – mit Gerhard Helbig, Gerhard Wazel, Martin Löschmann, Claus Köhler, Siegfried Weber. Den Ausgangspunkt in den Interviews bildet die Frage nach dem persönlichen beruflichen Weg zum Forschungsfeld DaF („*Wie bist Du eigentlich zum DaF gekommen?*“). Von dieser Frage initiiert, entwickelt sich in jedem Gespräch eine spannende Chronologie der Fachentwicklung, in der individuelle (Berufs)erlebnisse neben den Abrissen der Fachinhalte sowie der politischen und sozio-kulturellen Rahmenbedingungen Platz finden und somit eine aufmerksame Lektüre lohnenswert machen. Diese Aussagen von Zeitzeugen und Protagonisten der Geschichtsentwicklung DaF mögen mit Abstand der Jahre Fakten der Geschichte etwas stärker fokussieren oder relativieren, die dargebotenen Einblicke in die subjektive Welt der entstehenden Wissenschaft machen jedoch die Potentiale eines prosopographischen Zugangs zur Geschichte

auch für einen historiographisch unvorbelasteten Laien deutlich.

Ein weiterer unstrittiger Mehrwert des Buches liegt in der Auswahl der Gesprächspartner, vor allem im Hinblick auf das Bild des Faches von ‚außen‘. Die Aussagen bzw. Statements von DaF-Fachexperten der bundesdeutschen DaF-Sozietät, von DaF-Vertretern aus Österreich, Polen, aus den Niederlanden, aus der Ukraine und aus Ungarn betten die Darstellung des DaF in einen internationalen Kontext ein und machen ebenso Vergleiche in der Wahrnehmung des Faches ‚von außen‘ möglich, die auf eine politische Dimension einer Fachentwicklung aufmerksam machen dürfen. Anhand eines Fragenkatalogs wird der Einfluss des DaF und seiner Experten aus der DDR auf die Fachentwicklung im Ausland erfasst. So spricht der Vertreter der ungarischen Germanistik, Prof. Peter Bassola, davon, dass jene Experten „einen starken, sehr positiven Einfluss auch auf den Deutschunterricht im Ausland“ ausgeübt hätten, sowohl durch die Lehrwerke als auch durch die theoretische Begründung des DaF-Unterrichts (S. 203). Vor allem die Leistungen der DDR-Forscher auf den Gebieten der Sprachgeschichte, der Grammatik der deutschen Sprache und in der praktischen Fundierung des DaF-Unterrichts (die Publikationen in der Zeitschrift *DaF*) werden dabei hervorgehoben. Aber auch Probleme, die ihren Ursprung in dem politischen Hintergrund der deutsch-deutschen Beziehungen haben, finden im Statement ihren Ausdruck: Peter Bassola berichtet bspw. von der ‚Teilung‘ der

deutschen Forschergemeinschaft während der Internationalen Deutschlehrer-tagung in Ungarn 1987, die zweifellos auf politische Teilung zurückzuführen war (S. 206).

Die Monographie bietet somit für ein breites DaF-interessiertes Publikum im In- und Ausland ein Informationsangebot zum Thema DaF in der DDR, das neben einem Überblick über den Forschungsstand in der Historiographie DaF insgesamt auch ein Glossar zu Aspekten der Wissenschaftsorganisation in der DDR sowie eine umfangreiche Bibliographie zur Wissenschaftsgeschichte mit über 190 Quellenangaben einschließt. Die Auswertung der beeindruckenden empirischen Basis der Untersuchung – der Eigengeschichten von Fachexperten des DaF in der DDR – könnte nicht zuletzt aufgrund ihrer informativen Fülle zur

Fachgeschichte des DaF im gesamtdeutschen Raum und zum Fachverständnis des akademischen Faches DaF über die historischen Grenzen der DDR hinaus beitragen. Da dieses Textkorpus im Rahmen der Monographie dennoch nur im Hinblick auf die Rolle der Fachexperten in der Entwicklung des DaF erforscht worden ist, bleiben differenziertere Analysen der reflektierten Fachinhalte des DaF den weiteren Studien vorbehalten. Diese Monographie stellt jedoch ein Beispiel einer etwas anderen Fachgeschichte dar, welches eine Übertragung der methodischen Vorgehensweise in der Historiographie anderer Germanistikgeschichten im In- und Ausland (z.B. auf die Forschungsgeschichte der ungarischen Germanistik) als durchaus empfehlenswert erscheinen lässt.

Marina Grimmer (Dresden)

Bogner, Stephan: Geschichte der deutschen Sprache im Überblick. Veszprém: Veszprémi Egyetemi Kiadó, 2003 (Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts an der Universität Veszprém 3). 304 S.

Der Titel des im Germanistischen Institut der Universität Veszprém herausgegebenen Buches verspricht eine Sprachgeschichte, die für ungarische Germanistikstudenten konzipiert wurde. Wenn man ein solches Unternehmen startet, macht man sich sicherlich Gedanken über die spezielle Zielsetzung des Buches, es liegen ja bewährte, als Lehrbuch gut verwendbare Sprachgeschichten aus Deutsch-

land vor (W. Schmidt, P. von Polenz 1978, A. Stedje, G. Wolff). Aus dem Vorwort und der Einleitung des Buches geht hervor, dass S. Bogner eine Übersichtsdarstellung anstrebt, und „die Sprache in ihrer kommunikativen Funktion, [...] im Zusammenhang mit außersprachlichen Phänomenen – Geschichte, Kultur, Religion“ (S. 15) erfassen will. Ein in der Allgemeinheit gehaltenes, groß angelegtes Vorhaben

und nach der Lektüre des Buches hat man den Eindruck, dass der Verfasser tatsächlich über weitreichende Fachkenntnisse verfügt und vor allem in der älteren Fachliteratur gut bewandert ist.

Diskutabel erscheint dagegen die verwirklichte Konzeption des Buches: Da der theoretische Rahmen und so das Sprachgeschichtsverständnis des Verfassers nicht weiter festgelegt wurde, ist hier, meines Erachtens, statt Sprachgeschichte eher eine historische Grammatik des Deutschen entstanden, die gerade die außersprachlichen Faktoren außer Acht lässt. Dafür bekommt man eine gründliche Inventarisierung der Veränderungen des Sprachsystems – vor allem des Lautsystems! –, eine Beschreibung der sterilen Sprachzustände vom Indogermanischen bis zum Frühneuhochdeutschen, wobei die sozial- und kommunikationsgeschichtlichen Aspekte ausgespart bleiben. Die Neuansätze der pragmatischen Wende, die Ergebnisse der sog. soziopragmatischen Sprachgeschichtsschreibung, die in der *HSK-Sprachgeschichte* (1. Aufl. 1984/85) klar hervortreten und die den theoretischen Rahmen der epochalen dreibändigen Sprachgeschichte von P. von Polenz (1991/1999) bilden, ließ der Autor außer Acht, obwohl diese Werke die gegenwärtige Sprachhistoriographie eindeutig prägen. Eine Ignorierung der aktuellen Herangehensweisen ist natürlich möglich, allerdings müsste man dann diese Absicht deklarieren, begründen und die genannten Werke mindestens in der Bibliographie anführen, was hier nicht der Fall ist.

Dass hier eher eine historische Grammatik entstanden ist, hat wahrscheinlich auch damit zu tun, dass der methodische Ansatz des Verfassers nicht genügend geklärt wurde. Das Buch beginnt tatsächlich wie eine Sprachgeschichte: mit einer chronologischen Darstellung der einzelnen Epochen. Auf eine kurze Skizze über das Indogermanische folgt eine Aufzählung der germanischen Einzelsprachen und die ausführliche Schilderung der germanischen Lautlehre. Morphologie, Syntax und Lexik fehlen. Die Schilderung der Vorgeschichte der deutschen Sprache ist auf diese Weise etwas zu lang geraten, die Darstellung des althochdeutschen Sprachzustands beginnt erst auf S. 105 der Sprachgeschichte, die – ohne die angehängten Texte und Wörterverzeichnisse – 250 Seiten umfasst. In gegenwärtigen Sprachgeschichten (vgl. P. von Polenz, G. Wolff) sind die Proportionen umgekehrt: Die Indogermanistik und die germanische Periode werden kurz behandelt, dagegen aber schenkt man den neueren – und früher vernachlässigten – Epochen der Sprachentwicklung (18-19. Jh.) wesentlich größere Beachtung. Die vorwiegend systemlinguistisch angelegte chronologische Darstellung der Epochen der deutschen Sprache wird konsequent bis zum Frühneuhochdeutschen geführt (S. 105-178), dann kommt, für den Leser etwas überraschend, im Kapitel 7 ein *kurzer Abriss der historischen Formenlehre* über die Formveränderungen des Substantivs, der Pronomina, des Adjektivs und des Verbs vom Indogermanischen bis zum Neuhoch-

deutschen. Die Unterbringung dieses Kapitels an dieser Stelle wäre vielleicht einer Erklärung wert, man hätte begründen müssen, warum gerade hier der lineare Gedankengang auf einmal unterbrochen wird. Mit zwei-drei überführenden Sätzen hätte man es leicht rechtfertigen können, man hätte sich z.B. darauf beziehen können, dass sich die morphologische Struktur des Gegenwartsteilchens bis zum Ende der frühneuhochdeutschen Periode in großen Zügen bereits herausgebildet war. In diesem Kapitel findet man sehr anschauliche, konsequent vom Indogermanischen bis zum Neuhochdeutschen durchgeführte Deklinations- und Konjugationstabellen, die sehr aufschlussreich und einleuchtend sind und die Entwicklungen übersichtlich schildern. Dies ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, umso mehr, da seine Adressaten Germanistikstudenten sind. Allerdings kann es auch vorkommen, dass sich der Student im Labyrinth der morphologischen Darstellung verirrt, da es ihm nicht klar ist, warum bestimmte morphologische Phänomene zweimal (einmal bei der jeweiligen sprachhistorischen Epoche und einmal in der morphologischen Übersicht) behandelt werden, wie z. B. die Tempusbildung auf den Seiten 112, 197, 204-212. Dasselbe bezieht sich übrigens auch auf die Behandlung lautgeschichtlicher Erscheinungen, z.B. auf die der II. Lautverschiebung, die einmal auf den Seiten 93-99 unter dem Stichwort *Herausbildung des Hochdeutschen*, und dann noch einmal kurz bei der *althochdeutschen Periode* auf S. 111f. dargestellt wird. Gerade für den

„Einsteiger“ erschweren diese, aus der gemischten Konzeption einer Sprachgeschichte und einer historischen Grammatik resultierenden Redundanzen die erwünschte Übersicht über die deutsche Sprachgeschichte.

Mit Kapitel 8 über die *Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache* kehrt Bogner zu der linearen Darstellung der deutschen Sprachgeschichte zurück und fasst die Geschichte der deutschen Sprache – hier im Zusammenspiel mit den außersprachlichen Faktoren! – von der Zeit des Buchdrucks bis zur Gegenwart (S. 221-241) in insgesamt 20 Seiten zusammen. Das Kapitel trägt den Titel: *Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache*. Der Titel verrät das Erkenntnisinteresse des Verfassers: Die Herausbildung der normierten, einheitlichen Sprache wird als Endziel der Entwicklung gesetzt. Auf der Ebene des Sprachsystems ist der Prozess der Standardisierung gegen Ende der frühneuhochdeutschen Zeit mehr oder weniger abgeschlossen, so zählt diese Zusammenfassung vorwiegend außersprachliche (kulturhistorische) Faktoren auf, die zur Herausbildung und Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache beigetragen hatten (Buchdruck, die Reformation, Einfluss der Grammatikschreiber und die Rolle der Sprachgesellschaften). Von Peter von Polenz wissen wir, dass die deutsche Sprachgeschichtsschreibung unserer Tage einer anderen Sprachauffassung verpflichtet ist, die die Inhomogenität der Sprache postuliert. Demzufolge hat sie ein anderes Ideal vor sich: „Anstelle früherer Neigungen,

mit Sprachgeschichte vor allem ‚Einheitlichkeit‘ und ‚Denkmalhaftigkeit‘ darzustellen, stehen heute eher Gegensätzlichkeiten, Spannungen und Ungleichzeitigkeiten im Vordergrund des Interesses [...]“ (P. von Polenz 1991: 21)

Eine nützliche kurze Zusammenfassung der Geschichte der deutschen Orthographie rundet die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache ab, der eine, aus didaktischer Hinsicht angemessene, skizzenhafte deutsche Schriftgeschichte mit einigen Tabellen folgt. Im abschließenden Kapitel 9 findet man Textproben mit Wörterverzeichnissen, die ein Angebot für Textanalysen in vorlesungsbegleitenden Seminaren bieten.

S. Bogner hat uns ein Buch vorgelegt, das von einem umfangreichen und soliden Wissen im Bereich der historischen Grammatik zeugt. Der Schwerpunkt seiner Ausführungen der einzelnen Perioden liegt auf der historischen Lautlehre. Es fragt sich allerdings, ob man es von ungarischen Germanistikstudenten erwarten kann, dass sie so viele, sogar sporadische Einzelentwicklungen erlernen. Schlägt man in den bereits zitierten Sprachgeschichten von Wolff, von Polenz oder Stedje nach, sieht man, dass diese Verfasser an Germanistikstudenten mit Deutsch als Muttersprache weitaus nicht so hohe Anforderungen in Bezug auf die Lautgeschichte stellen. Die Darstellung der morphologischen und syntaktischen Veränderungen der einzelnen Epochen ist zwar kürzer, enthält jedoch z.B. auch Ergebnisse eigener Untersuchungen mit Statistiken

in Bezug auf die Herausbildung der analytischen Zeitformen in der frühneuhochdeutschen Zeit (S. 178-179). Die Lexik ist in dieser Sprachgeschichte einfach zu kurz geraten, wohl weil sie zwar Teil einer sprachgeschichtlichen Darstellung sein soll, aber in die klassische Konzeption der historischen Laut- und Formenlehre nicht passt.

Das Buch weist kleine Inkonsistenzen, z. B. in Bezug auf die Morphologie auf, indem auf S. 176 festgestellt wird, dass „die [frnhd.] Flexionsklassen nicht mehr wie im *Mhd.* [sic!] nach Stammsuffixen definiert werden“, auf S. 187 liest man dagegen in der Fußnote Folgendes: „Seit dem *Mhd.* ist das alte germ. Stammsuffix *-a* wegen der Endsilbenreduktion nicht mehr erkennbar.“ Aus didaktischen Gründen hätte man vielleicht die Substrattheorie (S. 37) klarer und eindeutiger erklären sollen und auch die Interpretation der Semasiologie (S. 21) kann die Studenten zu irrtümlichen Schlussfolgerungen führen.

Auch bei den Abkürzungen kommt es trotz der im Abkürzungsverzeichnis angeführten Formen zum inkonsequenten Gebrauch: Neben im Verzeichnis angegebenen *ABUL* wird Altbulgarisch auch als *ABG* abgekürzt (S. 34), für Indogermanisch enthält das Abkürzungsverzeichnis die Formen *IDG/Idg./idg.*, auf S. 197 liest man trotzdem auf einmal *Ing.* für die Bezeichnung dieser Sprache.

Bogners Sprachgeschichte weist, wie ich es oben zu zeigen versuchte, nicht zu unterschätzende konzeptionelle, terminologische, didaktische, und an manchen Stellen sogar kleinere

inhaltliche Schwächen auf, das Buch wird aber, vor allem wegen des beeindruckenden philologischen Wissens,

das es zusammenträgt und ordnet, als Lehrbehelf seinen Nutzen erweisen.

Anna Molnár (Debrecen)

Erl, Astrid; Nünning, Ansgar (Hg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2004 (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung 1). 310 S.

Der Sammelband enthält Beiträge, die als Ergebnis einer zweijährigen Arbeit der Sektion 1 (Kulturelles Gedächtnis und Erinnerungskulturen) des Gießener Graduiertenzentrums Kulturwissenschaften sowie im Anschluss an eine Tagung unter Teilnahme bedeutender Vertreter des deutschen Diskurses der Gedächtnisforschung entstanden sind. Es ist der erste Band in der bei de Gruyter zweisprachig erscheinenden Reihe *Media and Cultural Memory*. Laut verlegerischer Mitteilung steht die Untersuchung des Verhältnisses von Medialität und Erinnerungskulturen im Mittelpunkt des Reihenkonzepts. Die Reihe, und besonders der vorliegende Band, sind zwar im Grunde kulturwissenschaftlich zu verorten, sie befinden sich jedoch auf der Schnittstelle von Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Medienwissenschaft, Politikwissenschaft, Psychologie und Literaturwissenschaft und sind als solche auch für die Germanistik und Germanisten von Belang, zumal die neuerliche Umstrukturierung des wissenschaftlichen Feldes neue Achsen hervorbringt und hervorgebracht hat, von denen eine die Gedächtnis- und

Erinnerungskonzepte bilden. Bei den neuen interdisziplinären Wissenschaftsfeldern fehlt es allerdings oft noch an den erforderlichen strukturierten, theoretisch fundierten methodischen Grundlagen, wie auch im Fall des kollektiven Gedächtnisses sowie des Verhältnisses von Medium und kollektivem Gedächtnis. Nach dem ersten, eine Vielzahl von Disziplinen aufzeigenden Band versprechen die Titel der geplanten nächsten zwei Bände, *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven* (Hg. v. Astrid Erl und Ansgar Nünning) sowie Birgit Neumanns *Erinnerung – Identität – Narration. Gattungstypologie und Funktionen kanadischer „Fictions of Memory“* nicht nur eine auch auf die Literaturwissenschaft ausgerichtete theoretische Fundierung des kulturwissenschaftlichen Bereichs der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung sowie deren Medialität, sondern sie bieten auch praxisbezogene Perspektiven zur Theorie.

Die Herausgeber des Bandes setzen sich das Ziel, zum einen für das Medium des kollektiven Gedächtnisses als

eines (erinnerungs-)kulturwissenschaftlichen Kompaktbegriffes eine methodische und theoretische Grundlage zu schaffen, wobei über die traditionellen Konzepte und Theorien hinaus (Halbwachs, Aby Warburg, Pierre Nora etc.) auch neueren wie etwa denen von Vittoria Borsò, Elena Esposito Rechnung getragen wird. Warum in der Gedächtnisforschung den Medien eine hervorgehobene Bedeutung zukommen und dementsprechend der Anspruch einer klaren Definition erfüllt werden soll, das liegt laut *Astrid Erll* darin, dass die Möglichkeit, Wissen zu speichern und zugänglich zu machen allein durch sie bestehe. Als keineswegs neutrale Vermittler könne ihre gestaltende Wirkung auf die entstehende (historische) Wirklichkeit nicht übergangen werden. Über die theoretische Konturierung des Gedächtnismedium-Begriffs hinaus soll der Leser auch einen Einblick in die Anwendungsperspektiven der im Band vertretenen Disziplinen bekommen, wobei die Interaktion von Medium und Gedächtnis anhand der Untersuchung diachroner Veränderungen beziehungsweise kultureller Unterschiede erschlossen wird. Diese beiden Achsen der Medienforschung in Bezug auf das kollektive Gedächtnis widerspiegelt auch der Aufbau des Bandes.

Nach einem Überblick und einer Kritik der traditionellen und neueren Medienkonzepte der Gedächtnisforschung, der Medientheorie und der Kommunikationswissenschaft entwickelt *Astrid Erll* in der Einleitung ihre auf die Kulturwissenschaft ausgerichtete, den Bedürfnissen der Gedächtnis-

forschung entsprechend erweiterte Version zum von *Siegfried J. Schmidt* formulierten Kompaktbegriff des Mediums. Die vier von *Schmidt* definierten Komponenten – nämlich die semiotischen Kommunikationsinstrumente, das technisch-mediale Dispositiv bzw. die jeweilige Medientechnologie, die jeweiligen Medienangebote, die sozialsystemische Institutionierung eines Mediums – teilt sie in eine materiale und eine soziale Dimension ein, deren Zusammenspiel für die Konstituierung eines Mediums erforderlich sei. Dabei misst sie jedoch der sozialen Dimension eine besondere Bedeutung bei, denn die drei materialen Komponenten können zwar wichtige Aspekte einer Analyse wie etwa Funktion und Wirkung darstellen, aber „[d]er tatsächliche Übergang von einem medialen Phänomen zu einem Gedächtnismedium erfolgt stets im Rahmen der soziosystemischen Komponente. Er beruht häufig auf Formen der Institutionalisierung und immer auf der Funktionalisierung eines Mediums als Gedächtnismedium durch soziale Gruppen und Gesellschaften.“ (S. 16) Zu den zwei Dimensionen kommen im Konzept von *Erll* noch zwei weitere Aspekte der Funktionalisierung hinzu, die nämlich, ob das, was ausgewählt beziehungsweise gedeutet wird, seitens des Produzenten oder des Rezipienten erfolgt.

Das erste Kapitel enthält vier Beiträge, die die bisherigen Erkenntnisse der interdisziplinären Gedächtnisforschung im Kontext von Medien und Medialität deuten, strukturieren und ergänzen, und dadurch den Begriff

Medium des kollektiven Gedächtnisses theoretisch fundieren.

Als erstes analysiert *Patrick Schmidt* in seinem Beitrag den Kernbegriff *lieu de mémoire* (Erinnerungsort), der innovativen, die Konjunktur der Gedächtnisforschung anregenden Theorie des französischen Historikers Pierre Nora, anhand der von ihm herausgegebenen Reihe, *Lieux de mémoire*. Bei der Analyse des Begriffs *lieu de mémoire* kommt Schmidt zu dem Ergebnis, dass er sehr undifferenziert eingesetzt und ungenügend definiert sei und in den Beiträgen mal im Sinne eines Gedächtnismediums und mal im Sinne eines Topos verwendet werde. In seiner auf Medialität ausgerichteten Lesart ordnet er die in den Beiträgen untersuchten Erinnerungsorte auf einer Skala zwischen den beiden Endpolen ein, etwa Jeanne d'Arc als Topos dagegen das Pariser Pantheon oder die Kriegerdenkmäler als Medium. Durch sein Ordnungsprinzip wird der Akzent von der Unterscheidung von Geschichte und Gedächtnis, die als wesentlicher Aspekt der Noraschen Theorie zugrunde liegt, auf die unklaren Stellen verschoben, nämlich darauf, was genau unter Erinnerungsort zu verstehen ist, und wie dieser sich zur Medialität sowie zum Gedächtnis verhält.

Aleida Assmann, die Verfasserin des nächsten Beitrags, gehört zu den namhaftesten VertreterInnen der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Sie fokussiert in ihrem Beitrag weniger auf die Medialität, vielmehr trachtet sie nach einer einheitlichen, theoretisch fundierten, zur methodischen Verwendung geeig-

neten Definition von kulturellem Gedächtnis für die divergierende internationale Forschung, in deren Lesart kulturelles Gedächtnis je nach Diskurs mit den unterschiedlichsten Inhalten gefüllt wird. Anhand einer Analyse zum Zeitpunkt drei (kultur)historischer Angelpunkte, um 1800, um 1900 und um 2000, zu der das vorher anschaulich beschriebene Assmannsche Gedächtniskonzept als methodische Grundlage dient, stellt sie die stets sich wandelnde medial bestimmte Funktionsweise des kulturellen Gedächtnisses dar, die sie als Fazit in vier Thesen zusammenfasst. Was aus dem Beitrag nicht hervorgeht ist, wie sich kollektives Gedächtnis, von dem im ganzen Band die Rede ist, und kulturelles Gedächtnis zu einander verhalten, beziehungsweise ob der Assmann'sche Begriff *kulturelles Gedächtnis* mit dem kollektiven Gedächtnis identisch sei.

Gerald Echterhoff beleuchtet den psychologischen Aspekt des Begriffs Medium des kollektiven Gedächtnisses. Da ihm keine scharf konturierte Definition des Gedächtnismediums als geeignet erscheint, das Wesentliche am Phänomen zu ergreifen, stellt er in seinem Konzept Gedächtnis nicht als etwas Statisches dar, sondern er untersucht es im Prozess als etwas Vermitteltes und zugleich etwas Vermittelndes. Dazu systematisiert und erweitert er die Ansätze der individualpsychologischen Gedächtnisforschung für das kollektive Gedächtnis und macht auf die in der gegenwärtigen Forschung kaum beachtete Bedeutung externer Bedingungen und Abrufhinweise im Erinnerungsprozess aufmerksam, ferner darauf,

welche Rolle diese in den zwei Arten von Gedächtnisstrukturen (episodisches Gedächtnis: Erinnerung von etwas schon Erlebtem; semantisches Gedächtnis: Erinnerung an Fakten, Sachverhalte) spielen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Echterhoff dem kollektiv-semantischen Gedächtnis, zumal diese Dimension von Erinnern über die kognitiven Aspekte hinaus an soziale, kulturelle und technische Bedingungen gebunden ist. Indem er das Desiderat der Erschließung dieser komplexen Beziehungen formuliert, gibt er Ansätze für eine interdisziplinäre Forschung, in der Kulturwissenschaften und Psychologie integriert sind.

In einem „Panorama medienwissenschaftlicher Fragestellungen“ kommt *Jens Ruchatz* im Endeffekt dem Erfordernis nach, das Verhältnis von Medium und Gedächtnis zu erschließen. Da nach seinem Grundsatz, der mit der Auffassung des ganzen Bandes im Einklang steht, die Erforschung von Medien stets diachron oder synchron im Vergleich möglich sei und einer Analyse konkreter Fälle bedürfe, untersucht er die Fotografie in ihrem Bezug auf das Gedächtnis. In seiner Analyse von Medien als Spur bzw. als Externalisierung – die beiden grundsätzlichen Aspekte dessen, was Medium im Bezug auf Gedächtnis darstellen kann – kommt er zu der Schlussfolgerung, dass Fotografie als Medium des Gedächtnisses weder Spur noch Externalisierung sei, sondern die Art und Weise, wie sie auf die Vergangenheit verweist. Der Modus des Verweisens ist nicht festgelegt, ändert sich je nach

Deutungsabsicht und -perspektive. Auf dieser Basis erhellt er die Zusammenhänge und Schnittstellen von privatem und öffentlichem Gedächtnis, wie und wo sie auf einander einwirken und sich überlappen können.

Es ist überhaupt fraglich, ob sich ein dermaßen komplexes, dynamisches, zeitlich und kulturell sich veränderndes Phänomen, wie es das Verhältnis von Gedächtnis und Medium ist, mit einer exakten Definition beschreiben lässt. Dass die Beiträger das auch nicht beabsichtigen, sondern vielmehr seine Wandelbarkeit und Kontextabhängigkeit, die vielfach vernetzten Beziehungen zu ergreifen versuchen, dafür ein plausibles System zu konstituieren bestrebt sind und auf diese Weise Richtlinien für die weitere Forschung schaffen, ist von Vorteil.

Die restlichen drei Kapitel, mit jeweils drei Beiträgen, sind der Praxis gewidmet. Es werden in vier Disziplinen – Kulturanthropologie und Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaft, Literaturwissenschaft – die verschiedensten kulturellen Erscheinungen, Objekte, Texte, Kunst- und Bauwerke auf ihren Bezug auf Medialität und Bildung von kollektivem Gedächtnis hin untersucht. Unter den Konzepten der Kulturanthropologie und Geschichtswissenschaft findet man Aufsätze zur Analyse des Verhältnisses von Gedächtnismedium und Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit am Beispiel von Straßenballaden und Predigten im England des 17. Jahrhunderts, zu den medialen Aspekten eines Musikinstrumentes, der alevitischen Langhalslaute, und in einem mit einer Reihe von ausgezeich-

net ausgewählten Grafiken und Karikaturen veranschaulichten Beitrag wird die bildsprachliche Erinnerung untersucht. Im politikwissenschaftlichen Kapitel werden hauptsächlich aktuelle Themen wie zum Beispiel der ‚Elfte September‘ als Beispiel dafür, wie sich individuelle Erinnerung in Bestände kollektiver Erinnerung verwandelt oder das Vergangene und Wirklichkeit konstruierende Potenzial elektronischer Medien wie Internet und Fernsehen untersucht. In den Beiträgen zur Literaturwissenschaft wird die spezifische Leistung literarischer Texte als Gedächtnismedium in der Konstituierung von kollektivem Gedächtnis dargestellt, sowie die Rolle, die ihnen in den Kämpfen zwischen den einzelnen Erinnerungsgemeinschaften um kulturelle Erinnerungshoheit zukommt, und die spezielle formale und strukturelle Merkmale, die sie als Gedächtnismedium auszeichnen. In allen drei dienen zur exemplarischen Analyse Romane, in denen mehrere Erinnerungsversionen thematisiert werden – autochthone Erinnerungsgemeinschaften von Kanada, nationalsozialistische Vergangenheit – und die dadurch

nicht nur einfach vermitteln, sondern zur Umstrukturierung oder zumindest zur Subversion der bis dahin legitimen Erinnerungskultur beitragen. *Kirsten Prinz* stellt in ihrem Beitrag Günter Grass' *Im Krebsgang* als Plattform des Zusammenspiels von diversen Medien und Erinnerungsmodi an die nationalsozialistische Vergangenheit vor. Sie fragt nicht nur danach, wie die in der Novelle erscheinenden Medien, wie Internet oder Schriftlichkeit Gedächtnis vermitteln und sich zur Authentizität und Wirklichkeit verhalten, sondern wie die Novelle *Im Krebsgang* selbst als Gedächtnismedium im Austausch mit journalistischen Texten an der Konstituierung des gegenwärtigen Erinnerungsdiskurses teilnimmt.

Über den Vorzug hinaus, ein übersichtliches, mit Beispielen veranschaulichtes Konzept zum Verhältnis von Medium und Gedächtnis vorzulegen, bietet der Band eine Auswahlbibliographie, in der Bücher mit Schwerpunkt Medium und (Kollektiv) Gedächtnis erfasst sind. Er ist eine ebenso hilfreiche wie anregende Lektüre auf hohem Niveau.

Krisztina Kovács (Piliscsaba)

Feichtinger, Johannes; Prutsch, Ursula; Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck, Wien, München, Bozen: Studien Verlag, 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2). 343 S.

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie erfreut sich in den letzten Jahren eines regen Forschungsinteresses: Mit

unterschiedlichen theoretischen und analytischen Akzentsetzungen werden historische, kulturwissenschaftliche,

literaturgeschichtliche, soziologische u.ä. Fragestellungen am Beispiel des Vielvölkerstaates auf ihre Stichhaltigkeit, Anwendbarkeit und ihren Ertrag geprüft, um einerseits begriffliche und methodologische Probleme anhand der Monarchie-Studien zu lösen, andererseits, und eben mit Hilfe der erarbeiteten Methoden, eine tiefere Einsicht in die komplexen Mechanismen von Macht, Unterdrückung, kulturellem Austausch, Identitätsbildung und Ethnizität zu gewinnen. Der hier diskutierte Sammelband eines internationalen und interdisziplinären Workshops veröffentlicht Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen (Geschichte, Politologie, Soziologie, Philosophie, Kunstgeschichte, Anthropologie, Slawistik, vergleichende Literaturwissenschaft). Er erscheint als zweiter Band einer Reihe, deren Titel Leitbegriffe der kulturwissenschaftlichen Forschung der letzten etwa fünfzehn-zwanzig Jahre thematisiert. Somit fügt sich der Band in ein breites (und weites) Feld interdisziplinärer Studien ein.

Die Herausgeber betonen in ihrem Vorwort die Absicht, Erkenntnisse der sich an Prozessen der Gegenwart orientierenden „Postcolonial Studies“ durch die Aufdeckung von – immerhin kritisch überprüfbar – entsprechenden Analogien auch auf die Vergangenheit, in diesem Falle auf Erscheinungen in der Habsburgermonarchie, anzuwenden und weiterzudenken. Die Ausrichtung der BeiträgerInnen auf Schwerpunkte wie Wechselspiele von Homogenisierung und Differenzierung, auf die Auflösung der Dichotomie von Zentrum und Peripherie, auf für die Donau-

monarchie besonders charakteristische vielfältige und weniger offensichtliche „Mikrokolonialismen“ steht im Zeichen der Komplexität und Mehrdimensionalität als Methode praktizierender postkolonialer Theorie.

Die Beiträge des Bandes lassen sich auf den ersten Blick in zwei größere Gruppen einteilen. In die erste eher theoretisch orientierte Gruppe gehören diejenigen Beiträge, die Ursprünge, Begrifflichkeiten, Methodologie der postkolonialen Theorie sowie die Frage der Erweiterung und Anwendung solcher Begriffe und Methoden auf andere raumzeitliche Koordinaten (Mittel-Osteuropa, Habsburgerreich) erwägen. Den einleitenden Übersichten und Einleitungen in den Problembereich von *Johannes Feichtinger* und *Ursula Prutsch* folgt die Auseinandersetzung mit den von der postkolonialen Theorie gelieferten Begriffen wie Diversität, Homogenisierung, Multikulturalismus, Transkulturalismus, die Konstruktion von Differenz, Alterität, Hybridität, die Darstellung von Herrschafts- und Machtstrukturen im kollektiven Gedächtnis (*Heidemarie Uhl*, *Peter Niedermüller*, *Wolfgang Müller-Funk*, *Clemens Ruthner*). Ferner wird die Anwendbarkeit der am Beispiel der Kolonialmacht „British Empire“ und der kolonisierten lateinamerikanischen Länder erarbeiteten Begriffe in der Untersuchung der Habsburgermonarchie von *Anil Bhatti* und *Michael Rössner* geprüft.

Die andere Gruppe der Beiträge bilden „Fallstudien“, die die Lage, die Machtverhältnisse, die politischen, sozialen, kulturellen Entwicklungen in

verschiedenen Ländern oder Ethnien in Hinblick auf ihre (nationale, kollektive) Identitätsbildung oder ihre Störungen, auf die von dem jeweiligen „Blick“ (auf sich selbst bzw. auf den/ die anderen) abhängige Relativität von Zentrum und Peripherie analysieren. Diese Studien zeigen auch eine gewisse geographische Verteilung, indem verschiedene Länder und Teile der Habsburgermonarchie mit ihren spezifisch ausgeprägten Problematiken in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellt werden: Die Literatur der Ruthenen in Galizien wird mit Kategorien der Postcolonial Studies beschrieben (*Alois Woldan*), und die Machtpolitik der Habsburgermonarchie in Galizien nach 1863 wird als eine Form der Kolonisierung betrachtet (*Hans-Christian Maner*). Ungarn sind mehrere Beiträge gewidmet: *Éva Kovács* analysiert mit Hilfe des Begriffs der Hybridität mehrfache Identitäten des ungarischen Judentums nach dem Ende der Habsburgermonarchie und stellt die Frage, ob die postkoloniale Perspektive auch jene Fragen zu beantworten hilft, die „mit Hilfe der üblichen geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Theorien“ (S. 197) nicht zufriedenstellend beantwortet worden waren. *Andreas Pribersky* analysiert die Funktion des Mythos vom „Goldenen Zeitalter“ der Habsburgermonarchie um 1900, die als eine gelungene Modernisierung Ungarns galt, *Gábor Gyáni* untersucht die ungarischen Millenniumsfeiern und weist die durch Vergessen und Erinnern vor sich gehende Konstruktion nationaler Geschichtsbilder und die ihnen

zugrunde liegenden unterschiedlichen Narrativen nach. Die Untersuchung des slowakischen Geschichtsdiskurses durch *Elena Mannová* weist auf das Selbstverständnis der Slowaken im Verhältnis zu Ungarn hin, und *Robert Luft* betont nach einer Analyse der Machtverhältnisse von Böhmen, Mähren und Schlesien, dass hier von innerer Kolonisierung nicht gesprochen werden kann. Bosnien und Herzegowina stehen im Zentrum mehrerer Beiträge: *Ursula Reber* zeigt auf Grund von Reiseberichten die analytische Wirksamkeit des Begriffs von Kulturkolonialismus auf, *Diana Reynolds* erörtert unter Verwendung von drei theoretischen Ansätzen (Gender-Perspektive, Foucaults „Exhibitionary Complex“, Reform des Kunstgewerbes) die metaphorisch-symbolisch vor sich gehende „Okkupation“ Bosniens durch „eine sanftere Großmacht, deren Machtansprüche durch eine Kulturpolitik maskiert werden konnten“ (S. 252), lange vor ihrer politisch-militärischen Vereinnahmung. Diese Sicht wird durch den Beitrag von *Florian Oberhuber* ergänzt, der am Beispiel der Okkupation Bosniens und der Herzegowina die „österreichische“ Identitätsbildung untersucht. Peter Stachel wendet sich der Analyse des „kolonialen Blicks“ auf die neu erworbenen Gebiete und der Absicht zu, die neuen Territorien zum „höheren“ kulturell-zivilisatorischen Niveau zu führen, die er durchaus als kolonialistisch betrachtet. Die Tradierung von Geschichtsbildern und die Konstruktion von Identitäten in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie stehen im Zentrum der

Beiträge von *Christian Promitzer* und *Werner Suppanz*, wobei sie ebenfalls die Rolle von kulturellen und zivilisatorischen Differenzen, Überlegenheiten und hegemonialen Bestrebungen nachweisen.

Der Band zeichnet sich vor allem durch genaue Einzelstudien aus, die besondere Fälle untersuchend bis jetzt nicht oder kaum beachtete Momente der Identitätsbildung und der Machtverhältnisse der Habsburgermonarchie unter die Lupe nehmen. Ob die Begrifflichkeit und die Methodik der postkolonialen Theorie zu vertieften und analytisch in aller Hinsicht begründeten Untersuchungen führen kann, ist angesichts der aus wissenschaftstheoretischer Perspektive weniger konturierten

und ausdifferenzierten Methodologie und des Begriffsinstrumentariums fraglich, ebenfalls wie die Frage, ob die Übertragung der Postcolonial Studies auf die Habsburgermonarchie zu Ergebnissen führen kann, die von keiner Präkonzeption beeinflusst sind – bei solchen Untersuchungen ist die kritische Reflexion des eigenen Verfahrens und eine ständige Überprüfung der verwendeten Begriffe unerlässlich, was im Band nicht immer anzutreffen ist. Zugleich aber bieten die Beiträge ungewöhnliche Einblicke in die vielfältige und komplizierte Welt der Habsburgermonarchie und geben damit Anregungen zu neuen Fragestellungen.

Magdolna Orosz (Budapest)

Fiehler, Reinhard; Barden, Birgit; Elstermann, Mechthild; Kraft, Barbara: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen: Narr, 2004 (Studien zur Deutschen Sprache 30). 546 S.

Vorliegende Monographie ist das Ergebnis der Arbeit einer Projektgruppe am Institut für deutsche Sprache Mannheim. Die Autoren modellieren die ‚Eigenschaften gesprochener Sprache‘ in drei Schritten: 1. Theorie (Charakterisierung der Spezifik mündlicher Kommunikation), 2. Methode (2. Analyse- und Beschreibungskategorien für gesprochene Sprache), 3. Praxis (Die Operator-Skopus-Struktur – Analyse und exemplarische Beschreibung einer grammatischen Konstruktion).

In *Hauptteil* 1, der aus der Feder von Reinhard Fiehler stammt, bezieht dieser in folgenden Kapiteln Position zu Grundfragen der Erforschung gesprochener Sprache: 1. Thesen zu unserem Verständnis gesprochener Sprache, 2. Linien der Erforschung gesprochener Sprache – Linien der Gegenstandskonstitution, 3. Grundbedingungen mündlicher Kommunikation, 4. Auswirkungen der Grundbedingungen auf die Eigenschaften gesprochener Sprache, 5. Kommunikative Praktiken und die Unterscheidung von Mündlich-

keit und Schriftlichkeit / gesprochener und geschriebener Sprache sowie 6. die Vielfältigkeit gesprochener Sprache.

In den Thesen erfolgt eine erste Standortbestimmung, in der viele der in den folgenden Kapiteln ausgeführten Fragen bereits angedeutet werden. In Kapitel 2 werden verschiedene Linien der Erforschung gesprochener Sprache nachgezeichnet, ohne dabei einen Forschungsüberblick im engeren Sinne zu geben; vielmehr wird die Aufmerksamkeit auf Grundsatzfragen gelenkt, die in den 40 Jahren Gesprochener-Sprache-Forschung immer wieder gestellt wurden. Wesentlich ist die Modellierung der Grundbedingungen mündlicher Kommunikation, weil – wie in These (7) formuliert – von folgender Überzeugung ausgegangen wird:

Um spezifische Eigenschaften gesprochener Sprache bestimmen zu können, ist es zunächst erforderlich, die Grundbedingungen mündlicher Verständigung herauszuarbeiten. Alle wesentlichen Eigenschaften gesprochener Sprache lassen sich aus diesen Grundbedingungen herleiten. (S. 23)

Zur Charakterisierung und Differenzierung mündlicher kommunikativer Praktiken gehen die Autoren von 11 Bedingungen aus, wobei die Liste „prinzipiell offen“ ist (S. 57). Dabei gelten die Bedingungen (1) und (2) (= Kurzlebigkeit/Flüchtigkeit und Zeitlichkeit) für alle mündlichen kommunikativen Praktiken, die Bedingungen (3-7) (= Anzahl und Größe der Parteien, Kopräsenz der Parteien und Gemeinsamkeit der Situation, Wechselseitigkeit der Wahrnehmung, Multi-

modalität der Verständigung und Interaktivität) „gehen auf die Charakterisierung ursprünglicher mündlicher Verständigung zurück“ (ebd.) und die Bedingungen (8-11) (= Bezugspunkt der Kommunikation, Institutionalität, Verteilung der Verbalisierungs- und Thematisierungsrechte und Vorformuliertheit von Beiträgen) dagegen sind „neu hinzugekommen“ (ebd.). Die Beschreibung der Auswirkungen der Grundbedingungen auf die Eigenschaften gesprochener Sprache erfolgt eher stichpunktartig, vor allem lässt sie eine konkrete Rückführung von einzelsprachlichen grammatischen Merkmalen auf die Grundbedingungen vermissen.

In Kapitel 5 nun wird das für die vorliegende Arbeit konstitutive Konzept der kommunikativen Praktiken vorgestellt: „Kommunikative Praktiken sind präformierte Verfahrensweisen, die gesellschaftlich zur Verfügung stehen, wenn bestimmte rekurrente Ziele oder Zwecke kommunikativ realisiert werden sollen“ (S. 99). Dabei ist es für dieses Konzept „zunächst völlig irrelevant, ob diese Praktiken mündlich oder schriftlich ausgeführt werden“ (S. 104). Fiehler schlägt allerdings vor, „Praktiken danach zu differenzieren, ob sie ausschließlich oder vorwiegend mündlich bzw. schriftlich ausgeführt werden“ (S. 105). Ich werde darauf im letzten Teil meiner Rezension zurückkommen. In Kapitel 6 schließlich beschreibt Fiehler Varianz als „ein Grundphänomen gesprochener Sprache, das die gesamte Wirklichkeit des Sprechens durchzieht.“ (S. 130)

In *Hauptteil 2* (dessen Autor eben-

falls Reinhard Fiehler ist) geht es um die Konstituierung angemessener Analyse- und Beschreibungskategorien für gesprochene Sprache. Ausgangspunkt ist folgende These: „Auch wenn gesprochene und geschriebene Sprache regelmäßig zusammen genannt und gegenübergestellt werden, stellt sich der analytische und kategoriale Zugang zu ihnen [...] sehr unterschiedlich dar.“ (S. 158) Dabei verlief

die Entwicklung angemessener Analyse- und Beschreibungskategorien für mündliche Kommunikation dort [...] relativ unproblematisch, wo es um Phänomene geht, die keine unmittelbare Entsprechung im schriftlichen Bereich haben. [...] Ganz anders steht es um die Kategorienentwicklung im grammatischen Bereich. Da hier ein entwickeltes Kategorieninventar aus dem Bereich des Schriftlichen zur Verfügung steht, wurden diese Kategorien zunächst für die Beschreibung des Mündlichen übernommen bzw. – wenn ihre Übertragung Probleme bereitete – gegebenenfalls adaptiert. (S. 165f.)

In einem Kapitel zu den grundlegenden Einheiten mündlicher Kommunikation diskutiert Fiehler die Nachteile der Übertragung schriftsprachlicher Kategorien auf die gesprochene Sprache und plädiert für einen Neuansatz, den er ‚funktionale Einheiten‘ nennt und zu dem er auf Grund folgender Überzeugung gelangt: „Die Beteiligten betrachten das als *elementare Einheit*, dem sie eine *Funktion im und für den Kommunikationsprozess* zuschreiben können“ (S. 204). Abgesehen davon, dass unklar bleibt, mit was für einem

methodischen Zugriff eine solche These bewiesen werden könnte, muss Fiehler selbst zugeben, dass „diese Funktionen außerordentlich vielfältig und heterogen“ sind (S. 205). Einen überzeugenden Neuansatz präsentiert das Kapitel deshalb nicht.

Ein solcher gelingt dem gesamten Autorenkollektiv aber in *Hauptteil 3* zu den Operator-Skopus-Strukturen. In diesem Teil werden zunächst allgemeine Eigenschaften der Operator-Skopus-Strukturen beschrieben und systematische Fragestellungen verfolgt, anschließend erfolgt eine detaillierte Analyse eines Transkripts eines Schlichtungsgesprächs. Die Operator-Skopus-Struktur definieren die Autoren folgendermaßen: „Unter einer Operator-Skopus-Struktur verstehen wir eine spezifische sprachliche Einheit, die durch eine interne Zweigliedrigkeit gekennzeichnet ist, wobei der erste Teil, der Operator, als Verstehensanweisung für den nachfolgenden Teil, den Skopus, fungiert“ (S. 241). Dabei ist der prototypische Fall die Voranstellung des Operators, der Operator kann dem Skopus aber auch „nachgestellt oder in ihn insertiert“ sein (S. 271). Ebenso wesentlich ist die Feststellung, dass Operator-Skopus-Strukturen zwar in mündlicher Kommunikation in vielfältigerer Form vorkommen, aber auch in schriftsprachlichen Korpora nachweisbar sind, wobei sich hier eine differenzierende Betrachtung verschiedener Operortypen als fruchtbar erwiesen hat:

Insbesondere unter den Geltungsoperatoren gibt es Ausdrücke, die entweder

vergleichbar häufig in beiden Arten von Korpora vorkommen oder die sogar umgekehrt in geschriebener Sprache häufiger verwendet werden als in gesprochener Sprache. Wir erklären uns diesen Sachverhalt damit, dass die Entwicklung offenbar dahin geht, dass Kommunikationsmuster der Mündlichkeit an Prestige gewinnen. (S. 463)

Ich möchte nicht bestreiten, dass gegenwärtig Kommunikationsmuster der Mündlichkeit an Prestige gewinnen. Warnen möchte ich aber vor einem vorschnellen Rückgriff auf diese Tendenz als Erklärungshintergrund für Überschneidungen zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch. Eine solche Erklärung kann erst dann überzeugen, wenn eine historische Kontinuität der zur Debatte stehenden Konstruktionen ausgeschlossen werden kann.

Wenngleich alle Teile des Buches „aus gemeinsamen Diskussionen hervorgegangen sind“ (S. 8), ist die Dominanz der Feder von Reinhard Fiehler, der für die Hauptteile 1 und 2 verantwortlich ist, doch unverkennbar. So findet der Leser, der mit den Arbeiten von Reinhard Fiehler vertraut ist, viel Bekanntes wieder. Vor allem aber ist der in Hauptteil 1 vorgestellte theoretische Rahmen geprägt durch das, was Fiehler in Kapitel 2.2.4 den „wissenschaftlichen Zuschnitt des Gegenstandes“ nennt (S. 50-52). Er unterscheidet dort zwei konkurrierende Sichtweisen: „eine medial-extensionale und eine prototypisch-graduierende“ (S. 50). Fiehler charakterisiert diese Sichtweisen wie folgt:

Die medial-extensionale Sichtweise versteht alle die Formen als Mündlichkeit, bei denen Verständigung in irgendeiner Weise mittels gesprochener Sprache erfolgt. [...] Beim prototypisch-graduierenden Zugang wird den verschiedenen Formen mündlicher Verständigung eine Gewichtung aufgeprägt: bestimmte Formen sind deutlicher, besser, genuiner etc. mündlich als andere. (S. 50f.)

Fiehler betrachtet diese beiden Sichtweisen dichotomisch, d.h., er schließt die Möglichkeit, dass sie einander auch ergänzen könnten, aus und bekennt sich klar zur medial-extensionalen Sichtweise. Anhand von drei der elf „Thesen zu unserem Verständnis gesprochener Sprache“ möchte ich nun Grenzen dieser dichotomisierenden Sichtweise aufzeigen bzw. für eine friedliche Koexistenz der beiden Ansätze plädieren.

(1) Obwohl ‚gesprochene Sprache‘ ein weit verbreiteter und geläufiger Begriff ist, sind sein Status als linguistische Kategorie und seine theoretischen Implikationen nicht hinreichend reflektiert. (S. 11)

Der Einschätzung, dass die Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ einer extensiveren theoretischen Reflexion bedarf, als sie in der einschlägigen Literatur zu finden ist, stimme ich uneingeschränkt zu. Fiehler nimmt diesen Ausgangspunkt gleich zum Anlass, für die medial-extensionale Sichtweise zu werben, indem er es als Problem beschreibt, dass die Tatsache, dass ‚gesprochene Sprache‘ ein Oppositionsbegriff ist, zu

Homogenisierungen führt, die die interne Differenzierung gesprochener Sprache verdecken. Wir haben es hier mit einer wissenschaftstheoretischen Grundsatzfrage zu tun, nämlich mit der Frage nach den Konsequenzen von wissenschaftlich notwendigen Abstraktionen. Ich möchte mit Ortner/Sitta zu bedenken geben:

Es hat noch nie eine Wissenschaft gegeben, der es gelungen ist, alle Zusammenhänge, Feinheiten, Abhängigkeiten, Verflechtungen usw., die in dem Bereich existieren, auf den sie sich bezieht, in ihre Reflexionstätigkeit einzubeziehen. Wissenschaft war und ist immer bestimmt durch (1) Reduktion von Komplexität (und damit potenzieller Vielfalt), (2) Abstraktion und (3) Idealisierung. (2003: 5f.)

Mit dem medial-extensionalen Ansatz plädiert Fiehler genau für das, was Ortner/Sitta als unmöglich beschreiben und präsentiert eine Sichtweise, die die offenbar wissenschaftstheoretisch notwendige Reduktion von Komplexität, Abstraktion und Idealisierung umgehen soll.

(2) Mündliche Verständigung erfolgt in einer Vielzahl unterschiedlicher Grundformen, den kommunikativen Praktiken. Führt man sich dies vor Augen, so wird deutlich, dass das generalisierende Konzept der gesprochenen Sprache und die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache spezifische Abstraktionen darstellen, die in ihrem Status und ihrer Funktion geklärt werden müssen. (S. 15)

Gemäß der Prämisse, die extensionale Dimension gesprochener Sprache ernst nehmen zu wollen, lässt Fiehler als sinnvolle, gegenstandskonstituierende Abstraktion nur die Art der Produktion zu: „Erfolgt die Verständigung in einer Praktik primär durch Sprechen oder durch Schreiben?“ (S. 17) Dass es sich dabei um eine sehr allgemeine Abstraktion handelt, wird in Kapitel 3 (Grundbedingungen mündlicher Kommunikation) deutlich, in dem der Leser erfährt, dass nur zwei der elf „Grundbedingungen“ für alle mündlichen kommunikativen Praktiken gelten (1 und 2). Die verbleibenden neun Grundbedingungen dagegen stellen lediglich „Rahmen für mündliche Kommunikation dar“ (S. 57), so dass sich die Frage ergibt, ob die mediale Dimension tatsächlich ein sinnvolles Abstraktionskriterium darstellt. Die zusätzliche Anwendung des prototypisierenden Kriteriums nämlich erlaubt eine weitere Differenzierung der verbleibenden neun Grundbedingungen: Und zwar werden die Grundbedingungen 4-7 sicherlich nicht zufällig in ähnlicher Form auch in prototypisierenden Ansätzen aufgeführt, während die verbleibenden Merkmale 3 und 8-11 textsorten- (bzw. praktiken-) differenzierend sind, so dass ihr Status als „Grundbedingungen mündlicher Kommunikation ohnehin fragwürdig erscheint.

(5) Ein medial-extensionales Verständnis von gesprochener Sprache und Mündlichkeit ist erforderlich, um Verkürzungen und Verzerrungen zu vermeiden und das Spektrum kommunikativer Praktiken entlang grundlegender

Unterschiede differenzieren zu können.
(S. 21)

Im Rahmen dieser These kritisiert Fiehler nun explizit, dass bei dem prototypisierenden Zugang „nicht alle Formen von Mündlichkeit gleichwertig, sondern bestimmte Formen [...] deutlichere oder bessere Fälle von gesprochener Sprache als andere“ sind (ebd.). Diese Darstellung berücksichtigt nicht den Status der durch den prototypisierenden Ansatz vorgenommenen Wichtungen als *Methode*, d.h. es wird unterstellt, dass die rein methodologische Unterteilung in bessere und periphere Vertreter einer Kategorie eine Bewertung der außersprachlichen Wirklichkeit darstellt.

Ernst zu nehmen ist aber Fiehlers Warnung vor der Gefahr, „dass prototypische Formen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, während randständige Formen außer Betracht bleiben“ (S. 22). Ob dieser Gefahr

tatsächlich nur durch einen medial-extensionalen Ansatz begegnet werden kann, halte ich für fragwürdig, da der von Fiehler geforderte „möglichst vollständige Überblick über die unterschiedlichen Formen von Mündlichkeit“ eine mit einem medial-extensionalen Ansatz allein nicht zu bewältigende Forschungsaufgabe darstellt. Der prototypisierende Ansatz kann hier helfen, weil er es ermöglicht, dass kommunikative Praktiken mit gemeinsamen Eigenschaften (= der prototypische Kern gesprochener Sprache) gebündelt beschrieben werden.

Literatur:

Ortner, Hanspeter/ Sitta, Horst 2003: Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? In: Linke, A./ Ortner, H./ Portmann-Tselikas, P. R. (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik), 3-66.

Mathilde Hennig (Kassel)

Golonka, Joanna: Ihre Meinung dazu oder: Wie denken Sie darüber? – Zur Vererbung verbaler Valenzmerkmale in Nominalphrasen des Deutschen und des Polnischen. Eine Studie am Beispiel ausgewählter Verben und Verbalnomina des Denkens und des Urteilens. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, 2002 (amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 2/02). 368 S.

Der vorliegende Band ist eine leicht überarbeitete Fassung der Dissertation von Joanna Golonka (im Weiteren: G.), die 1998 an der Universität Gdansk angenommen wurde.

Die Arbeit besteht aus drei Teilen: Im ersten Teil wird nach der Einleitung zuerst der Forschungsstand zur Valenz im Allgemeinen besprochen, wo sozusagen alle wichtigen Arbeiten der

90er Jahre diskutiert werden. Der Vollständigkeit halber erwähne ich die neueren Arbeiten, die erst nach dem Abschluss der Dissertation erschienen sind (Ágel 2000, Eroms 2001, Stanescu 2004) und deshalb nicht berücksichtigt werden konnten. Danach bespricht G. die Arbeiten zur Nominalvalenz im Lichte der Valenzvererbung, die etwa seit dem ausgehenden 70er Jahrzehnt entstanden sind. Auch hier können einige Arbeiten, die erst nach 1998 veröffentlicht wurden, genannt werden: Bassola 2003, Stanescu 2004 u.a. Nach diesen Besprechungen führt G. weitere Forschungsansätze an und fasst die von ihr diskutierten Arbeiten nach gemeinsamen Merkmalen in drei Gruppen zusammen. Zur ersten Gruppe gehören Arbeiten, „die der Unterscheidung von E [Ergänzung] und A [Angabe] exakte und eindeutige morphosyntaktische Kriterien zu Grunde legen.“ (S. 33) Für die Konzeption der zweiten Gruppe ist die Subklassenspezifität ausschlaggebend und der dritten Gruppe liegt die pragmatische Valenzauffassung zu Grunde.

Zur Vorbereitung ihrer eigenen Konzeption zur Substantivvalenz stellt G. vier Fragen: „(A) ... Welche Nomina werden als valent angesehen (und über welche Art Valenz verfügen sie)?“ (S. 56) (B) Verfügt das Substantiv über eine eigene Valenz oder nur über eine sekundäre durch das Verb? (C) Wie wird bei den Nominalphrasen zwischen E und A unterschieden? (D) Sind die Ergänzungen der Substantive ähnlich wie die der Verben ebenfalls teils obligatorisch, teils fakultativ? Schließlich werden noch die Beiträge der

interpretativen Semantik, der valenzfundierten Bedeutungsanalyse, der Kasustheorie und der Theorie der semantischen Relatoren diskutiert, wobei sie deutlich macht, dass sie sich der letzteren verpflichtet fühlt.

Bei der Grundlegung ihres Standpunktes geht G. von dem Dependenz-Verb-Grammatik-Modell (DVG) Ulrich Engels (1994, 1996) aus. Sie legt für die Analyse fünf Schritte fest, wobei semantische wie auch syntaktische und morphosyntaktische Gesichtspunkte beachtet werden.

Der Ausgangspunkt der Analysen ist das Wortfeld: Die vorliegende Arbeit befasst sich mit Verben und Substantiven des Denkens und Urteilens. Die weitere Unterteilung der genannten Felder in Subfelder wird durch Einbeziehung semantischer, pragmatischer, morphologischer, stilistischer und syntaktischer Kriterien vorgenommen. G. versteht die Verb-Substantiv-Beziehung im weiteren Sinne, indem sie die Nominalisierungsgefüge, auch Funktionsverbgefüge genannt, mit in die Analyse einbezieht.

Die wichtigsten Merkmale der bei der Analyse verwendeten Konzeption zur Nominalvalenz werden kurz zusammengefasst und die Arbeiten genannt, von denen G. nützliche Hilfen schöpfen konnte. Das sind vor allem Engel (1995, 1996) und Schreiber / Sommerfeldt / Starke (1993), ferner Storrer (1992) und Sandberg (1979). Die Untersuchung geht von der Semantik des Nomens, von der Inhaltsvalenz aus, „deren Reflexe auf der Ausdrucksebene gesucht werden.“ (S. 92)

Zur Analyse wurden ca. 8000

deutsche und 6000 polnische Belege herangezogen, die teils den Computerkorpora des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) Mannheim, teils denen des Instituts für Polnische Sprache Krakow, ferner für das Polnische aus weiteren Printtexten entnommen wurden.

Der zweite, umfangreichere Teil von G.s Arbeit besteht aus der Analyse (Kapitel 3) und der Kontrastierung der Ergebnisse in den beiden Sprachen (Kapitel 4). Die Analyse wird gesondert und in gleichen Schritten für das Deutsche und für das Polnische unternommen. Zuerst werden die Verba cogitandi und ihre Verbalnomina, dann die Verba existimandi und ihre Verbalnomina untersucht. Innerhalb des Wortfeldes des Denkens werden 20 Verben, 30 Verbalnomina und 50 Nominalisierungsverbgefüge zur Analyse herangezogen. Die Verben weisen ein semantisches Muster mit drei pragmatischen Rollen auf: „(a) die des Denkenden, (b) die des Objekts seines Denkens und/oder (c) die des gedachten Inhalts.“ (S. 96), die durch folgende Relatoren zum Ausdruck gebracht werden: Agentiv (AGT), Affektiv Ferens (AFFfer) und Affektiv Effektiv (AFFeff). Nach der Analyse der Verben und der von ihnen abgeleiteten Nomina sowie ihrer Nominalisierungsgefüge werden die Ergebnisse tabellarisch zusammengefasst, indem zu den Verben ihre Satzbaupläne, Relatorenmuster sowie Kulissen (die den Umstandsangaben wie Art, Dauer, Geltungsbereich und Maßstab entsprechen), ferner die von ihnen abgeleiteten Nomina mit ihren Bezugsklassen (in diesem Wortfeld kommen nur

nomina actionis und nomina acti vor) angegeben werden. Als Vorteil der Anwendung der Relatorenmuster wird genannt, „dass gerade bei semantischen Relatoren (und nicht bei den Ergänzungen) ansetzenden Valenzschemata es möglich machen, das schwierige Problem divergierender Zuordnungen von Ergänzungen und Angaben bei Verben und Verbalnomina zu umgehen.“ (S. 106f.)

Die Arbeit geht von der Semantik der Verben und ihrer Substantive aus. So werden zuerst die semantischen Merkmale analysiert, nämlich die semantischen Relatoren, die affinen Angaben bzw. die Kulissen (die in früheren Arbeiten etwa den – klassenspezifischen – Angaben bzw. den Supplementen entsprechen) sowie die Bedeutungsrestriktionen. Daraus folgend kommt es zur Analyse der morphosyntaktischen Markierungen sowie der definiten und indefiniten Auslassungen bei Substantiven.

Die Verba cogitandi werden in drei Subfelder eingeteilt, die je nach unterschiedlichen Relatorenmustern weiter unterteilt werden (können). Die gleiche Strukturanalyse wird auch bei den Verbalnomina vorgenommen: Es werden die Relatorenmuster, die Restriktionsangaben und ihre Realisierungsformen angegeben, die jeweils durch Beispiele belegt werden. Abweichend von den bisher vorherrschenden Auffassungen ist, dass in der vorliegenden Arbeit auch solche Realisierungsformen mit angegeben werden, die als klassenspezifisch gelten, da sie bei allen Substantiven vorkommen können, wie Demonstrativdeterminativ, Adjektiv,

Kompositum (vgl. dazu auch Teubert 2003, S. 823).

Zu interessanten Ergebnissen kommt G. beim Vergleich der Ergebnisse bei den Verben und ihren Verbalnomina, z.B. „dass allgemein mehr unterschiedliche Ausdrucksformen der semantischen Relatoren in den Nominalphrasen als in Verbalausdrücken belegt sind.“ (S. 129) Auch die präpositionalen Ausdrucksformen weisen größere Unterschiede bei den verglichenen Valenzträgern auf. Ein weiterer Unterschied ist, dass die Relatoren bei den Verbalnomina seltener realisiert sind als bei den Verben.

Im Wortfeld der Verben und Verbalnomina des Denkens werden schließlich die sogenannten Nominalisierungsverbgefüge untersucht und dabei zehn Valenzmuster festgestellt, wobei die Realisierung der Relatoren verbal und nominal spezifiziert wird. Die gleiche Struktur wiederholt sich bei der Analyse der Verben und Verbalnomina des Urteilens. Die hierher gehörigen Verben werden in drei weitere Subfelder eingeteilt, nämlich in die des Einschätzens, des Meinens und der Gesinnung. Als mögliche Relatoren der Verben des Urteilens sind Agentiv Affektiv ferens und Klassifikativ oder Agentiv effektiv <sic!> angegeben. Der letzte Relator wird wohl ein Schreibfehler sein, zumal später von Affektiv effektiv die Rede ist. Der Klassifikativ erscheint unter den Relatoren als neues Element, das als Nominal-, Adjektival- oder Situativergänzung realisiert werden kann. Auch in diesem Wortfeld kommen im nominalen Bereich mehr Realisie-

rungsformen von semantischen Relatoren vor als im verbalen. Überflüssiges kann auch hier weggelassen werden, eine strukturelle Notwendigkeit, semantische Relatoren des Nomens im Wortfeld des Urteilens erscheinen zu lassen, besteht nicht.

Nominalisierungsverbgefüge haben im Subfeld der Verben des Meinens fünf, in dem des Einschätzens sechs Muster. Ein auffallender Unterschied zwischen den beiden Subfeldern ist, dass Klassifikativ – zwar auch dort selten – ausschließlich beim Einschätzen realisiert werden kann. Mit solchen Ausbaumöglichkeiten der Funktionsverbgefüge hat sich bereits Daniel Bresson in seinem Beitrag (1988) befasst.

Bevor G. die Analyse der polnischen Wortfelder der Verben des Denkens und Urteilens vornimmt, gibt sie einen Überblick über die Valenzforschung in der polonistischen Linguistik. Dabei geht sie auf die Darstellung der Begriffe *Valenz* und *Konnotation* ein. Als wesentlicher Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Polnischen wird die Weglassbarkeit angegeben, die für das Polnische charakteristisch ist. So fehlt in polnischen Sätzen häufig das Subjekt. In diesem Zusammenhang verweise ich auf die Arbeiten von Fritz Pasierbki (1981), Sarolta László (1988) und Vilmos Ágel (1993), in denen die Autoren die lexikalische (Makroebene) und morphologische (Mikroebene) Realisierungsmöglichkeit untersuchen. Mit dem Polnischen weisen ungarische Konstruktionen häufiger Ähnlichkeiten auf als mit dem Deutschen.

Die oben vorgestellte Doppelstruktur wiederholt sich auch bei den Wortfeldern der Verben des Denkens und des Urteilens auch im Falle des Polnischen.

Im dritten Teil von G.s Untersuchung werden die Ergebnisse in den beiden Sprachen verglichen, wobei die Verben, die Verbalnomina und die Nominalisierungsgefüge jeweils gesondert behandelt werden. In beiden Wortfeldern weisen die Verben im Deutschen und im Polnischen nur wenige Unterschiede bei den Relatorenmustern und den Satzmustern und etwas häufiger bei den morphologischen Realisierungsformen auf. Im Vergleich zu den Verben „unterscheiden sich [die deutschen und polnischen Verbalnomina] nicht nur hinsichtlich ihrer Wortbildungsmuster, ihrer Produktivität und Frequenz voneinander, sondern vielmehr auch in ihrer Semantik und ihrem syntaktischen Verhalten.“ (S. 297) Für die Nominalisierungsgefüge, die in dieser Arbeit nur „am Rande und nur ansatzweise“ (S. 301) untersucht wurden, werden die Relatorenmuster in beiden Sprachen tabellarisch zusammengefasst.

Die wichtigsten Eigenschaften der Valenzvererbung in den beiden Sprachen werden in acht Punkten zusammengefasst. Davon seien hier nur einige hervorgehoben. Die aufgeführten Realisierungsformen der semantischen Relatoren zeigen, dass zwischen Ergänzung und Angabe nicht im traditionellen Sinne unterschieden wird. Hierher gehören nämlich auch Adjektivalphrasen und Komposita, ferner Attributum Invariants und

Determinative, die alle in den syntaktisch begründeten Valenzanalysen als Angaben betrachtet werden. Als „indirekte Möglichkeit der Realisierung von semantischen Relatoren in NomP“ (S. 314) werden die erweiterten Attribute (häufig in Form von Partizipien) und die Relativsätze bezeichnet, die nach Angaben von G. selten aufzufinden sind. Eine Sprache, in der die semantischen Relatoren besonders häufig durch Partizipialphrasen realisiert werden, ist das Ungarische (vgl. Bassola 1990, 1991, László 1991).

Die dislozierten Attribute, die nach G. oft bei Nominalisierungsverbgefüge vorkommen, erscheinen mir etwas problematisch, da hier nicht allein das Nomen, sondern das ganze Gefüge das Regens ist (*Kritik üben an etw.*). Dies gilt auch, wenn das Attribut des Nomens im Relativsatz mit einem Funktionsverb erscheint (*Vorurteile, die über etw. herrschen*). Die Auslassungen von semantischen Relatoren werden in Anlehnung an Angelika Storrer (1996) in zwei Gruppen, nämlich definit und indefinit untersucht. G. stellt fest, dass beide Auslassungsformen in beiden Sprachen häufig auftreten (zum Deutschen und zum Ungarischen vgl. Bassola/Bernáth 1998). Eine interessante Frage ist, ob die Nominalisierung und die Reverbalisierung möglich ist. Dabei kommen zwischen Nominalisierungs- und Reverbalisierungsmöglichkeit und ihrer Blockierung weitere Varianten vor, die unter bestimmten Bedingungen auftreten können, wie im veränderten Kontext oder mit Bedeutungsveränderung.

Zusammenfassend ergibt sich, dass

die vorliegende Arbeit nach einer gründlichen Fundierung der theoretischen Ansichten dem Leser umfassende Analysen vom Wortfeld ausgehend anschaulich vorführt und die Ergebnisse im Deutschen und im Polnischen ausführlich miteinander vergleicht. Im Rahmen der bisherigen vergleichenden Valenzforschung fügt die Arbeit von G. wertvolle neue Sehweisen zu speziellen Aspekten hinzu.

Ágel, Vilmos 1993: Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? Valenzrealisierungsebenen, Kongruenz, Subjekt und die Grenzen des syntaktischen Valenzmodells. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik XXI, 20-70.

Bresson, Daniel 1988: Der nominale Teil in den Funktionsverbgefügen. In: Cahiers d'Études Germaniques. Provence, Lyon, Nice, 111-122.

Bassola, Peter 1990: Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. Vorstudie zu einem kontrastiven Lexikon. In: Sprachwissenschaft, Bd. 15, H. 3/4, 384-403

Bassola, Peter 1991: Ergänzungen der semantischen Substantivklassen im Deutschen und im Ungarischen. Präpositionale Nominalphrasen und Partizipialphrasen in Konkurrenz. In: Bartha, Magdolna/ Brdar Szabó, Rita (Hg.): Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász. Budapest (Budapester Beiträge zur Germanistik 23), 149-161.

Bassola, Peter/ Bernáth, Csilla 1998: Realisierung der Valenzstruktur von deutschen und ungarischen deverbale

Substantiven. In: Bassola 1998, 173-196.

László, Sarolta 1988: Mikroebene. In: Mrazovič, Pavica/ Teubert, Wolfgang (Hg.): Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 218-233.

László, Sarolta 1991: Möglichkeiten und Grenzen eines Vergleichs der Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. In: Bartha, Magdolna/ Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász. Budapest (Budapester Beiträge zur Germanistik 23), 139-14.

László, Sarolta 1993: Der partizipiale Anschluss von Substantivergänzungen im Ungarischen. Überlegungen zu einem Problembereich des deutsch-ungarischen Substantivvalenzvergleichs. In: Bassola, Péter/ Hessky, Regina/ Tarnói, László (Hg.): Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift zum 80. Geburtstag von Professor Dr. sc. Karl Mollay. Budapest (Budapester Beiträge zur Germanistik 24), 221-232.

Pasiersbky, Fritz 1981: Sprachtypologische Aspekte der Valenztheorie unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, 34, 2, 160-177.

Teubert, Wolfgang 2003: Die Valenz nicht-verbaler Wortarten: Das Substantiv. In: Ágel, Vilmos e.a. (Hg.): Dependenz und Valenz. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 25/1), 820-835.

Peter Bassola (Szeged)

**Kiesel, Helmut: Geschichte der literarischen Moderne.
Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert.
München: Beck, 2004. 640 S.**

Neben schillernden Titeln im Wald der Forschungsliteratur zur Moderne ist Helmut Kieselers unspektakulärer Titel *Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert* eher unscheinbar. Nicht so das Buch selbst. Das mehr als 600 Seiten starke Buch – mit sehr brauchbarem Namens- und Sachregister – kann zu einer Grundlage bei der Auseinandersetzung mit der Moderne werden. Die ausgesprochen benutzerfreundliche Gestaltung lädt (nicht nur) den literaturwissenschaftlich interessierten Leser geradezu ein, sich zu vertiefen. Die wissenschaftliche Apparatur mit der 60 (!) Seiten umfassenden Literaturliste bietet dennoch auch dem Leser, der mit einem speziellen Forschungsinteresse das Buch in die Hand nimmt, eine ausgezeichnete Ausgangsposition.

Das gesichtete Material ist wirklich beeindruckend, und obwohl Kiesel in diversen Kontexten in erster Linie auf kanonisierte Referenztexte rekurriert (z.B. zur Sprachkrise die immer erwähnten Briefe Kleists und Novalis' *Monolog*, Nietzsches *Über Wahrheit und Lüge ...* und Hofmannsthals sog. *Chandos-Brief* etc.), gelingt es dem Verfasser neue Zusammenhänge herzustellen.

Das Gesamtkonzept basiert darauf, den Problemkomplex der Moderne aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, d.h. philosophische, ästhetische, historische und literatursoziologische

Aspekte (Religiosität, Judentum, Regionalität etc.) unter die Lupe zu nehmen und dabei auch den Gender-Aspekt nicht aus den Augen zu verlieren. Die Präzision der Beweisführung trägt dazu bei, dass trotz der Divergenz des Tableaus ein kohärentes Ganzes entsteht.

Die Darstellung der literarischen Moderne besteht aus sieben großen Teilen und ist so konzipiert, dass nach der zeitlichen Situierung und Begriffsbestimmung und nach der Klärung des historisch-gesellschaftlichen Umfeldes zunächst die „programmatische Moderne“ (S. 99-176) dargestellt wird. Ein gesondertes Kapitel nimmt der „avantgardistische Zug der Moderne“ in Anspruch (S. 233-302); dem folgt ein Kapitel über die „reflektierte Moderne“ (S. 303-436). Zwischen diese beiden Kapitel platziert ist ein Kapitel über die sog. Sprachkrise (S. 177-232), als ein Problemkreis, der primär mit der Moderne assoziiert wird, indem er ein Bündel von Problemen (Krise des Subjekts, Krise des Erzählens und im Allgemeinen eine alles umgreifende Erkenntniskrise) heraufbeschwört, die das Modernebewusstsein ja geradezu konstituieren. Die ganze Abhandlung endet mit einem Kapitel, das die Entwicklungstendenzen nach 1945 ins Auge fasst und damit das weitere Feld der Thematik und der Forschung absteckt. Die einleitenden Teile eröffnen einen höchst beziehungsreichen Kontext, der

in der Darstellung Schritt für Schritt mit großer Präzision und Akribie beleuchtet wird.

Die Kapitel im Einzelnen zu erörtern, ist hier nicht möglich. Angestrebt wird vielmehr, nach der Skizzierung der Zielsetzung und des Gesamtzusammenhangs kleine Kostproben aus dem gesichteten Material zu geben.

Was versteht Kiesel unter Moderne – diese Gretchenfrage ist nachgerade unumgänglich. Bereits der Titel, der die Moderne mit dem 20. Jahrhundert gleichsetzt, verrät vieles von der Einstellung und dem Gesamtkonzept des Verfassers. In der Einleitung nennt er die literarische Moderne einen „Prozeß aus Prozessen“ (S. 10) und weist damit auf ein Grundcharakteristikum hin, das sonst mit „Dynamik“ auf den Begriff gebracht wird. Wie eine Rahmung kehrt der Gedanke im letzten (Handke)-Kapitel wieder (S. 458) und vermag in diesem Kontext die Kontinuität der ästhetischen Prinzipien zu artikulieren.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema beginnt, wie bei diesem Forschungsinteresse unverzichtbar, mit der Reflexion der Epochendiagnostik. Selbstverständlich geht der Verfasser auf die These ein, wonach die Moderne um 1800 begann (S. 13ff.), dennoch gibt er nach einer kurzen Argumentation sein Votum für eine andere Auffassung zur Epochenbildung ab, und lässt die Moderne mit Baudelaire bzw. in der deutschen Literatur Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin mit dem Naturalismus beginnen. Damit ist bereits der konzeptuelle Rahmen der

Abhandlung festgelegt. Den Prozess der Moderne sieht der Verfasser noch nicht beendet, obgleich die Postmoderne-Diskussion nicht vollkommen ausgeklammert wird. Kiesel betont gegenüber der epochalen Abgrenzung einer – wie auch immer verstandenen – Postmoderne die Kontinuität einiger Epochenmerkmale der literarischen Moderne bis in die Gegenwart (vgl. Kap. 7.1). Über die deutsche Literatur nach 1945 spricht Kiesel wie von einer „zweite[n] Moderne“ (S. 439), die (wenn auch nicht sofort) die Muster der Literatur vor 1933 fortgeschrieben habe. Hervorgehoben wird hier die Rolle der reflektierten Moderne seit den fünfziger Jahren und die dafür unverzichtbare Vermittlungstätigkeit Adornos und Hugo Friedrichs.

Erwogen wird im Zusammenhang mit der Postmoderne auch die der Kontinuität entgegengesetzte Position, die nämlich die (avantgardistische) Proklamation der Post-Moderne in Leslie Fiedlers Rede *Cross the Border* ... sieht. Wichtig für Kiesel ist aus diesem Problemkomplex primär Fiedlers Forderung nach „Hybridisierung von ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur“ (S. 295), was nach Kiesel in Deutschland eher kritisch aufgenommen wurde. Die ‚postmodernen Impulse‘ fanden – so Kiesels weitere Ausführungen – in der deutschen Literatur keinen richtigen Anklang. So konnte die vom Verfasser emphatisch akzentuierte reflektierte Moderne weiterhin als „Orientierungsnorm“ (S. 439) dienen, selbst wenn ihre Konzepte nach 1945 „bemerkenswerte Modifikationen“ (S. 440) erfuhren.

Der nationalliterarische Aspekt spielt in Kiesel's Abhandlung *expressis verbis* eine akzentuierte Rolle, da der Verfasser die ganze Moderneproblematik in dem „nationalliterarischen Wirkungszusammenhang“ (S. 9) anvisiert, den Blick in erster Linie auf den „deutschsprachigen Raum“ richtet, ohne dabei dennoch den „internationalen Horizont“ (S. 9) außer Acht zu lassen. Einbezogen in den Argumentationsgang werden logischerweise überwiegend französische Autoren. Das Augenmerk ist in der Analyse nicht darauf gerichtet, die Tendenzen in einem gesamteuropäischen Kontext zu situieren und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Kiesel strebt eher danach, Schwerpunkte innerhalb der deutschsprachigen Literatur aufzudecken, die dennoch auch aus europäischer Perspektive relevant sein können. Bereits die Betonung des Nationalen lässt m.E. Kiesel's Vorliebe für die sog. Berliner Spielart der Moderne durchscheinen, was der ganze Textcorpus impliziert. Dies ist insofern auch berechtigt, als Berlin in der Wahrnehmung der Zeitgenossen und auch als literarischer Topos als paradigmatischer Ort, als Prototyp der modernen Großstadt gilt. Etwas in den Hintergrund gedrängt wird dadurch dennoch die Tatsache, dass Paradigmen des schlechthin Modernen, wie ‚das unrettbare Ich‘ (Mach), die ‚Mystik der Nerven‘ (Bahr), das ‚psychologische Graswachsenhören‘ (Hofmannsthal) eher an die sog. Wiener Moderne gekoppelt werden, die statt der Sachenstände (Berlin) eher die Seelenstände akzentuiert.

Kiesel lässt die Unterschiede der beiden Metropolen nicht außer Acht, verweist auf die Ambivalenzen, auf die zum geflügelten Wort gewordene Diagnose Brochs, der von Wiens ‚fröhlicher Apokalypse‘ spricht, bedenkt aber auch, dass die naturalistische Berliner Moderne in vieler Hinsicht gar nicht modern war. Kiesel's akribischer Auseinandersetzung entgeht selbstverständlich nicht die Tatsache, dass, wenn man die Abkehr vom Mimesis-Prinzip als Eckpfeiler des Modernebewusstseins betrachtet, der Ansatz, der beim Berliner Naturalismus die Grenze sieht, problematisch ist (S. 20). Den Naturalismus nennt Kiesel dann, um sein Konzept weiter abzustecken, die „letzte Vorstufe“ der „avancierten oder ‚eigentlichen‘ Moderne“ (S. 20). Hier beginnt eine, in dem ganzen Diskurs über die Moderne herrschende begriffliche Vielfalt, die auch in der vorliegenden Darstellung nicht behoben wird. Auch Kiesel spricht andernorts von der „eigentlichen oder programmatischen künstlerischen Moderne“ (S. 21), wie auch von „kulturelle[r] Moderne“ (S. 27), von „frühe[r] Moderne“ (S. 32), was synonymisch mit den Ismen gebraucht wird, dann von „klassischer“ und „gemäßiger“ oder auch „fortgeschrittener“ (S. 301) und nicht zuletzt als wichtiger *Terminus technicus* von der „reflektierten Moderne“ (S. 299ff.). Dass es nicht gelingt das Knäuel jener Begriffsvielfalt, die Grenzziehungen markieren will, zu entwirren, zeugt von der Komplexität der Thematik und davon, dass gerade die Beschaffenheit der Moderne es verbietet, klare Trennlinien

zwischen den zahlreichen (oft) parallel verlaufenden ‚Stilrichtungen‘ zu ziehen.

Diese Aporie – nämlich die zeitliche Grenzziehung – zu umgehen, ist bei Kiesel die „reflektierte Moderne“ berufen. Der Terminus *technicus* ist signifikant für das ganze Konzept der Analyse und ihr wesentlicher Grundpfeiler. Der Begriff stehe für eine Spielart der Moderne, die „sich vom forcierten Avantgardismus abkehrte, seine Innovationen aber nicht vergaß, sondern in komplexere und differenziertere Konzepte und Werke überführte“ (S. 301). Betont wird bei der „reflektierten Moderne“ der deskriptive Charakter, womit gemeint ist, dass diese Spielart aus „einer umsichtigen und kritischen Aufarbeitung und Weiterführung früherer und zumal avantgardistischer Schreibweisen – hervorgegangen [ist] und solchermaßen höherstufige Formen von Literarizität erreicht ha[t]“ (ebd.). Kiesel reklamiert den Begriff der reflektierten Moderne auch deshalb, weil der einer – wie wir bereits sahen – problematischen „geschichtlichen Platzanweisung“ entbehrt (ebd.) und darüber hinaus weniger inhaltliche Aspekte und vielmehr die „Verfaßtheit der Werke“ (S. 302) vor Augen hält. Der Begriff der reflektierten Moderne wird auch gegen die „gemäßigte“ oder „klassische Moderne“ stark gemacht, denn nach Kiesel's Argumentation sei dieser Begriff nicht „entdifferenzierend“ (klassisch) und betone nicht die Reduktion einer „vermeintlichen ästhetischen Kühnheit“ (gemäßigt) (S. 301). Für Kiesel's Verständnis scheint dieser Terminus *technicus* besonders

geeignet, weil er verschiedene Richtlinien zahlreicher Modernebestrebungen vereint und den Bruch zwischen ihnen, die Grenzziehung weitgehend auszuklammern versucht. Damit vermag er zugleich die Kontinuität zu akzentuieren.

Unter der Rubrik der reflektierten Moderne werden im zweiten großen Teil des Buches exemplarische Einzeluntersuchungen aus den drei Gattungen geliefert, indem im Kontext des Montageromans als Exemplum für den „Bau des neuen epischen Werkes“ Döblin's *Berlin Alexanderplatz*, für die Konstituierung eines neuen Theaters Brecht und für das moderne Gedicht Benn's Poetik gewählt wird. Ob nun diese Autoren und Werke die Moderne am besten repräsentieren, sei dahingestellt. Die diesbezügliche Skepsis mindert indes nicht den Wert der einzelnen Ausführungen. Das Gemeinsame der drei doch sehr unterschiedlichen Autoren ist zum einen die Zugehörigkeit zur Berliner Moderne. Als noch viel signifikanter sind dennoch Kiesel's Meinung nach ihre poetologischen Leistungen als Auseinandersetzung mit Errungenschaften und Fehlentwicklungen der Moderne hervorzuheben. Wie der Verfasser zeigt, waren ihre Versuche auch für die folgenden ‚Epochen‘ wegweisend.

Fortgesetzt wird die Untersuchung im letzten Kapitel als Ausblick auf die Zeit nach 1945 mit Einzelanalysen von „besonders signifikanten Beispielen“ (S. 441). Hier widmet sich Kiesel Bachmann's *Malina*, Heiner Müllers Dramaturgie und Celans Lyrik, und arbeitet Korrespondenzen wie auch

markante Abweichungen von den Vorgängern heraus. Als „Fortschreibung der Moderne“ (S. 458ff.) werden nun schließlich Texte von Handke beschworen, die noch einmal berufen sind, die These der Kontinuität zu untermauern.

Das Anliegen und Vorgehen des Verfassers, erst einen allgemeinen Überblick zu liefern und auf dieser Folie die Einzelanalysen durchzuführen, ist plausibel. Die Konsistenz des Buches wird trotz des sich auffächernden Problemhorizontes und der unterschiedlichen Einzeluntersuchungen nicht gefährdet. Der Verfasser schlägt zwischen den zwei großen Kapiteln auch dadurch eine Brücke, dass er die Zusammenhänge zu den drei exemplarischen Autoren (Döblin, Brecht, Benn) auch in den einzelnen Unterkapiteln thematisiert. Kiesels Ansatz zielt darauf, so könnte resümiert werden, Kontinuitäten zu akzentuieren,

Zusammenhänge herauszuarbeiten, Komplexität zu beleuchten und Traditionslinien an einzelnen paradigmatischen Texten zu exemplifizieren.

Besondere Beachtung muss auch dem Teil über die „Entgrenzungen“ (S. 108-176) geschenkt werden, der die betont problematische Grenzziehung der Moderne diskutiert. Mit einer beachtlichen Fülle von Beispielen und interessanten Verweisen entsteht in diesem Kapitel eine bunte Auslese, die sehr anregend wirkt.

Die vorliegende Darstellung der literarischen Moderne ist für ein interessiertes Publikum aus mehreren Gründen eine interessante und fruchtbare Lektüre. Die Analyse kann als Handbuch genutzt werden, größere Zusammenhänge und Hintergründe aufzudecken, und sie kann dennoch gleichzeitig auch als Grundlage für Einzeluntersuchungen dienen.

Erika Hammer (Pécs)

Kocziszky, Eva: Hamanns Kritik der Moderne. Freiburg, München: Karl Alber, 2003. 191 S.

„[...] er gefiel mir sehr wegen seiner Unschuld und Bescheidenheit. [...] Im Jahre 1762 sah ich ihn wieder, aber der Geist der Literaturbriefe schien auch in seinem Umgange merklicher zu seyn. Das Recensieren ist eine traurige Arbeit, und ein kleiner Handwerksstolz unvermeidlich“ – schrieb Johann Georg Hamann an seinen Freund, J. G. Lindner über Moses Mendelssohn in

einem Brief aus dem Jahre 1786. Hamanns Aussage stellt die Existenzberechtigung der vorliegenden Schrift in Frage, indem sie die Gattung der Rezension als mechanisch, auf jede Art der Innovation und Progression völlig verzichtend bzw. „traurig“ darstellt. Diese Kritik der Rezension betraf vor allem die übertriebene Macht der zeitgenössischen Rezensenten, deren

Geschmack und Urteil vorwiegend die Berliner Aufklärung bestimmte. In dieser Hinsicht stimmt diese Kritik mit der von Eva Kocziszky besprochenen Hamann'schen Kritik an der Moderne überein. Dieses Thema ermöglicht eine vielfältige Analyse: Einerseits behandelt die Autorin die frühe „Kritik an der Subjektphilosophie“ sowie „an der christlichen Metaphysik“ (S. 7), andererseits aber verlegt sich diese Kritik vor allem auf die, in der Moderne erkannte „Herrschaft des Systemdenkens und der absoluten Religion“ (ebd.), die für Hamann durch die Autonomie der Vernunft gekennzeichnet wird. Die Studie stellt Hamanns Autorschaft und die in ihr formulierte Kritik der Moderne nicht chronologisch, sondern thematisch dar. Die folgenden Themen bilden die Schwerpunkte der Analysen: Sokrates, Rhetorik, Babel, Leib, Liebe und Poesie.

Die Autorin setzt sich kein geringeres Ziel, als eine Monographie zu schreiben, die Hamanns Denken in seiner Komplexität erfasst, doch „dem Fragmentarischen und dem Rhapsodischen, die die Schriften des Magus kennzeichnen, ebenfalls Raum [gibt], und auf diese Weise vor der Hybris, alles verstehen zu wollen, [bewahrt]“ (S. 11). Eva Kocziszky erreicht ihr Ziel durch die Themenwahl, denn die oben erwähnten Themen umfassen das ganze Denken Hamanns und deuten zugleich sein Außenseitersein in der philosophischen Epoche der Aufklärung an.

Der enigmatische Stil Hamanns, seine polyglotten Schriften sowie die vielen Zitate und Andeutungen haben der Hamann-Forschung viele Schwierigkeiten bereitet.

Eva Kocziszky hat in ihren bisherigen Arbeiten als Literaturwissenschaftlerin und als Altphilologin komplexe Themen gewählt (*Mythenfiguren in Hölderlins Spätwerk*, Würzburg 1997; *Pan, der Gott der Denker. Mythologie um 1800*, Budapest 1999). Ihr Polyglottismus und die bibelfesten und mythologiekundigen Deutungen machen ihre Monographie über Hamann verständlich und aufschlussreich. Hamanns Diskurs mit der Moderne haben in der letzten Zeit auch andere Monographien und Analysen zum Thema gewählt. Diese Werke lassen entweder ein postmodernes Hamann-Bild (Eckhard Schumacher) oder die Figur eines Irrationalisten (Isaiah Berlin) erkennen. Das Thema selbst wirft das Problem auf, dass Hamann mit den anti-modernen Bewegungen seiner Zeit, oder aber mit den postmodernen Bewegungen unserer Zeit gleichgesetzt wird. Diese Herausforderung nimmt Eva Kocziszky wahr, und reflektiert auf die Unterschiede zwischen Hamanns Denken und diesen Bewegungen.

Die Studie untersucht Hamanns Kritik der Moderne unter vier Aspekten: Der erste Aspekt dieser Kritik ist, dass Hamann das Christentum als Offenbarung versteht, deren Gott mit dem Gott der Philosophen nicht identisch ist. Diese Überzeugung begründet die Kritik an der Glaubensphilosophie. Ein weiterer Aspekt ist der kritische Diskurs mit „Babel“, das – wie wir es im dritten Kapitel erfahren – in Hamanns Denken mit einem eschatologischen Ort identisch ist, „der sowohl den Anfang als das Ende der

Weltgeschichte bezeichnet" (S. 97). Babel ist aber auch das Urbild für die absolute Religion „oder für Berlin, die die absolute Form der Herrschaft repräsentieren". Hamanns Kritik der Moderne betrifft also sowohl die religiösen als auch die gesellschaftlichen Institutionen (z.B. die absolute Monarchie). Drittens kann man Hamann – mit Lessings Bezeichnung – einen Flaneur, einen Spaziergänger nennen. Der Spaziergänger versteht sich als Gegenpart zum kontemplativen Denker, Theoretiker und starren systematischen Philosophen schlechthin. Hamann hat sich als Autor und als Leser als ein „leidenschaftlicher Liebender des Wortes und der Schrift" (S. 10) deklariert. Die Figur eines Flaneurs trägt dazu bei, sich den jeweiligen Institutionen der traditionellen Philosophie widersetzen zu können. Viertens „zeichnet sich sein Diskurs mit der Moderne durch einen klaren Zug der Negativität aus" (S. 7-11). Dieses Merkmal knüpft Hamanns Philosophie einerseits an die Dekonstruktion des späten 20. Jahrhunderts, andererseits den mystischen Nihilismus an, denn „er begriff die Ganzheit seiner Existenz aus dem Sprachproblem heraus, aus dem konstanten Dilemma, wie zu reden sei" (S. 10). Dieses Dilemma führt ihn zur „dekonstruktiven" Idee, „alle philosophischen Konstruktionen und erdachten Systeme sowie erstarrte religiöse Traditionen bis zu dem Punkt abzubauen, an dem sie sich nur noch als pure Sprache manifestieren, bis sie in ihrer Textualität freigelegt werden" (S. 11). Eva Kocziszky's Analyse

basiert auf der Grunderfahrung, dass der Kern der Hamann'schen Autorschaft und seines Denkens im Phänomen des Dialogs zu finden ist. Aus dieser Erkenntnis her deutet sie Hamanns Sprachphilosophie und seine Schriften die Anthropologie betreffend.

An Hand von Hamanns Sokratesfigur wird im ersten Kapitel nach der Hamann'schen Identität und nach den hermeneutischen Grundsätzen – d.h. nach der Methode der Interpretation, der Adaptation und der Quellenverarbeitung – gefragt. Diese Grundsätze – die nicht nur im Hamanns Sokrates-Bild, sondern auch in seinen Texten vorkommen – sind: die prophetischen Züge, die Intertextualität sowie die Mehrstimmigkeit der Schriften, die Hamanns Texte so dunkel, so enigmatisch machen.

Die Suche nach der Identität spielte in Hamanns Frühschriften – so in der Pseudobiographie der *Sokratischen Denkwürdigkeiten* – eine wichtige Rolle. Die Pseudoidentifikation mit Sokrates belegt Hamanns Streben, sich in dieser Figur selbst zu erkennen. Dies zeigt sich in der Tatsache, dass er uns Sokrates nicht als Sohn einer Hebamme, sondern als Sohn eines Bildhauers vorstellt. Sokrates, gleich Hamann, setzt den Beruf des Vaters symbolisch fort. Sokrates' Bildhauerkunst ist aber keine Kunst des Schaffens, vielmehr des Abschaffens. In den philosophischen Gesprächen des Sokrates ist nicht nur das dekonstruktive, sondern auch das prophetische Moment gegenwärtig, nämlich das Streben, das konventionelle Wissen mit „auführerisch" inspiriertem

Denken zu konfrontieren. Diese Art des Wissens nennt Hamann Glauben. Im nichtwissenden Sokrates sieht Hamann ebenfalls nicht das Mangelhafte, sondern sein eigenes Ziel – „die traditionelle Denkart, überlieferten Wertvorstellungen und Verhaltensweisen“ zu zerschmettern – vollentfaltet (S. 29). In diesem Sinne sieht er Sokrates als den Archetyp des Philosophen an, der fähig ist, sich über das Selbstverständliche zu wundern.

Nachdem in der Autorschaft – auf der Ebene der Identität – die Mittel der Kritik der Moderne aufgedeckt worden sind, untersucht Eva Kocziszky die sprachliche Ebene der Autorschaft, erstens die der Rhetorik (S. 43-71). Hamann griff auf die figurale Potenz der Sprache zurück, und sah in der Figuralität keine bloße Zierde, sondern einen zwingenden Aufruf Gottes, am Schaffensprozess und so an Gottes Macht Anteil zu nehmen. „Die Figuralität ist aber für ihn nicht einfach mit dem Poetischen identisch. Er reduziert es nicht auf das Bildhafte wie etwa Herder oder Lowth, sondern er hält es für eine Antwort auf Babel“ (S. 48). Mit dem Allegorie-Begriff Gadamers beleuchtet Eva Kocziszky, dass Hamanns intertextuelle Schreibweise in seiner Typologie wurzelt. Diese Typologie zeigt sich z.B. darin, dass er Sokrates in zwei verschiedenen Approximationen darstellt. Die eine ist mimisch, analogisch, während die andere eine biblisch-prophetische Applikation, eine figürliche Lesart ist. Die zweifache Lektüre stellt die „Texte miteinander in Spiegelverhältnis. Sie bilden nicht die „Realität“, sondern

einander ab“ (S. 53). Seine Schreibart – durch Intertextualität, Figuralität, Ironie und Vielstimmigkeit – ist Mittel des Kampfes gegen den Purismus der „reinen Vernunft“, den er mit der Tyrannei „des abstrakten Absoluten, universalen Machtanspruch der Rationalität“ gleichsetzt. Diese Überzeugung erklärt Hamanns ablehnende Haltung der Philosophie seiner Epoche gegenüber. Diese letztere degradiert „die Sprache zum bloßen Werkzeug des Denkens“ (S. 74). Die intertextuelle Methode und Denkweise hingegen geben dem Prophetischen in der Hermeneutik Raum, da nach Hamanns Meinung „den Sinn eines Textes nicht nur sein historischer Kontext, sondern in erster Linie »seine Zukunft« – sein zukünftiges Verständnis – bestimmt“ (S. 17).

Im Kapitel über „Babel“ (S. 73-103) konstituiert die Autorin eine hermeneutische Wirkungsgeschichte, die damit anfängt, „dass Hamann die Bibel liest, setzt sich in Walter Benjamins Hamannlektüre fort, und endet mit der Benjaminlektüre von Paul de Man und Derrida“ (S. 74). Diese Lektüregeschichte trägt dazu bei, in der Philosophiegeschichte solche Begriffe zu klären wie Poesie, Übersetzung und Differenz usw., also nicht nur die Hauptbegriffe der *Aesthetica in nuce*, sondern auch die des postmodernen Denkens. Diese Lesarten werden zu einer kohärenten Geschichte zusammengesetzt, durch die zum Vorschein kommt „wie sehr sich die Kritik Hamanns der Moderne mit der späteren Kritik der Dekonstruktion berührt“ (S. 98).

Als Fazit seiner Autorschaft schreibt Hamann in einem Brief an F. H. Jacobi, ohne den – schon genannten – Zug der Negativität zu entbehren: „Mein Hass gegen Babel – das ist der wahre Schlüssel meiner Autorschaft“ (S. 146). Babel erscheint in seiner Philosophie nicht als ein bloßes sprachliches Phänomen, es ist Ausdruck der jeweiligen menschlichen Autonomiebestrebungen. Und Hamann wandte sich – im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen – heftig gegen die Autonomie des Menschen. Er stellte sich den Menschen in einem dialogischen Liebeskontext mit Gott und in der erotischen Vereinigung von Mann und Frau vor. So begründet er die menschliche Existenz zwar dialogisch aber nicht rein sprachlich, da „die einzige wahre Quelle aller Erkenntnis und allen Lebens“ (S. 137) die Liebe ist. Sie ist „für Hamann die höchste Form der Offenbarung Gottes, die sich im Tode des Erlösers manifestierte“ (S. 139).

Hamanns biblisch geprägtes Sprachdenken, wie seine anthropologischen Gedanken werden vom Dualismus des Göttlichen und des Kreatürlichen bestimmt. Seine ganze Autorschaft zielte auf die Harmonie zwischen Mensch und Gott, Mann und Frau, und der Persönlichkeit mit sich selbst. Diese Harmonie wird durch die Selbsterkenntnis erreicht, die im Akt des Dialogs vorgeht. Das modellieren die Beispiele des Sokrates, und der Liebesbeziehung zwischen Gott und Mensch sowie zwischen Mann und Frau. Für den Dialog zwischen Gott und Mensch hat aber die Menschheit keine adäquate Sprache mehr. Erst, wenn man die

„Muttersprache des Menschengeschlechts“ wiederfindet, wird dieser Dialog abermals hergestellt. Ein möglicher Anknüpfungspunkt zwischen der verlorenen göttlichen Sprache und der menschlichen Sprache ist die Poesie, die der Gegenstand des letzten, zusammenfassenden Kapitels (S. 149-174) ist. Die Poesie wird von Hamann – gleich dem „Babel“ – eschatologisch verstanden. Gott sprach beim Akt der Schöpfung wahre Poesie aus, und ebenfalls die Poesie ist die adäquate Sprache der Apokalypse, „die eine Enthüllung der allerletzten Dinge“ (S. 166) ist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Eva Kocziszky beweist eindrucksvoll die Aktualität eines bibelfesten Denkers. Sie stellt Hamanns Philosophie als den Teil einer sich gegen das Geläufige, das Zufünftmäßige (bzw. „Traurige“) wendende Denktradition dar. Die Autorin bespricht nicht nur die vorher tabuisierten Themen – wie die Sinnlichkeit, Leib und Sexualität –, sie deutet auch das Ungesagte, das Rätselhafte, die Grenzen der Sprache in Hamanns Schriften an. Sie lässt Hamann unser Zeitgenosse werden, indem sie ihn aus der postmodernen Sicht her betrachtet. Die eingehenden Einzelanalysen diverser Textstellen heben alte Rätsel auf und bewegen uns zum Lesen und Weiterdenken der Texte Hamanns. Vielleicht fördern sie sogar eine neue „Generation von Denkern [...], die die postmoderne Reflexion auf die Moderne mit einer Rückkehr zur Heiligen Schrift verbinden“ (S. 179).

Ildikó Pataký (Budapest)

Lameli, Alfred: Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. München: Franz Steiner Verlag, 2004 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte 128). 272 S.

Die regionalen Sprachvarietäten des Deutschen und die gesprochene Sprache werden aktuell intensiv erforscht und beschrieben. Ein Umdenken über die Relevanz einer – eher als Idealbild, als eine Sprecherbezogene Realität existierenden – Standard-sprache im Vergleich mit den Nicht-Standard-Sprachformen fand bei den Forschungsansätzen der Sprachwissenschaft generell und der deutschen Linguistik im besonderen statt, so dass das Werk von Lameli eine ausgesprochene Aktualität vorweist. Das Ziel war, eine konkrete, gut abgrenzbare Analyse zum „oberen Teil der Standard-Dialekt-Achse auf segmentell-phonetischer Ebene“ (S. 18) durchzuführen, anhand der Mitschnitte von Ratssitzungen aus Mainz, in einem diachronen Längsschnitt über einen Zeitraum von ca. 40 Jahren. Die empirische Grundlage der Arbeit ist besonders hervorzuheben, da dies die Entwicklungen in der sprachlichen Realität außer den theoretisch-sprachwissenschaftlichen Überlegungen noch zusätzlich in den Vordergrund rückt.

Die Arbeit beinhaltet eine detaillierte Einleitung, die überzeugend die oben erwähnte Aktualität dieses Forschungsansatzes untermauert und alle wichtigen Probleme desselben überzeugend zusammenfasst. Gerade der Zwischenbereich des dialektalen Kontinuums steht im Mittelpunkt der Untersuchung, wobei wichtig ist, dass aktuell dieser „mittlere Bereich des Spektrums eine

funktionale und strukturelle Stärkung“ (S. 17) erfährt in der Sprachgemeinschaft. Die theoretischen und methodologischen Grundlagen der Forschung werden entsprechend dargestellt und durch Stellungnahmen zu den angeführten kritischen Punkten ist auch die Auffassung des Autors klar zu erkennen. Im zweiten Kapitel werden die Terminologie und die Forschungslage geklärt, in folgenden logischen Schritten. Zuerst wird die allgemeine sprachliche Varianz als Ausgangspunkt der Überlegungen als Erscheinung und die möglichen Deutungen aus der sprachwissenschaftlichen Sicht besprochen. Die Entwicklungen im Standard-Dialekt-Kontinuum bis hin in unsere Zeit werden ebenfalls dargestellt, um die besondere Aktualität der Forschung in einem breiteren Rahmen hervorzuheben. Die Auffassung über die Problematik Standard-Substandard gehört genau so zu diesen Darstellungen, als bisherige Forschungen zur Mainzer Ortssprache, die der wichtigste Forschungsgegenstand der Arbeit ist. Im dritten Kapitel werden Problemstellungen zur Empirie angeführt, die besonderen Fragen der akustischen Datenerhebung erläutert. Im darauf folgenden Kapitel 4 wird das Material der Untersuchung vorgestellt, der situative Rahmen des Forschungsgegenstandes festgehalten, ergänzt durch Angaben bezüglich der demographischen Struktur des Mainzer Gemeinderats.

Das Analyseverfahren wird im 5.

Kapitel detailliert beschrieben, das Konzept der phonetischen Dialektalitätsmessung vorgestellt. Die kodifizierten Aussprachewörterbücher (Duden, Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache) werden als Eichpunkt der Untersuchung bezeichnet. Hier stellt der Autor – sehr richtig – die Frage nach der Repräsentativität derselben, vor allem bezüglich der gesamten deutschen Sprachgemeinschaft. Die Auffassung, dass „gerade die vermeintliche Schwäche der für die Beschreibung der Sprachpraxis inadäquaten Variationsberücksichtigung [...], die kodifizierte Standardsprache als messtechnischen Bezugspunkt prädestiniert“ (S. 82), ist zu akzeptieren, zumal auch der Einwand von Kohler, der durch die Kodifizierung der Aussprache von Nachrichtensprecher wieder eine Idealnorm für das Sprechen außerhalb dieser Sprechsituation entstehen sieht, zitiert wird. Die Schlussfolgerung, wonach die kodifizierte Aussprache ein nahezu idealer Eichpunkt für eine messtechnische Operationalisierung der gesprochenen Sprache in der Bundesrepublik Deutschland sei, ist mit dem Vorbehalt anzunehmen, dass die – in der Fußnote erwähnten – Sonderbedingungen für die Schweiz und Österreich wohl auch bezüglich mancher Landstriche in Deutschland (z.B. Bayern, Sachsen usw.) anzuwenden sind.

In Kapitel 6 erfolgt die Schilderung der Dialektalitätsmessung der Nachrichtensprecher, damit die Abweichungen nicht nur mit einer ideal angesetzten Norm, sondern mit der sprecherbezogenen Realität verglichen werden

können. In den Kapiteln 7 und 8 werden letztendlich die detaillierten Ergebnisse der Analyse dargeboten, bezüglich der „Frage nach den innerhalb des institutionellen Rahmens ‚Gemeinderatssitzung‘ meßbaren Differenzen zwischen den beobachteten Informantengruppen“ (S. 89) in der Mainzer Gegend bzw. in dem als Vergleichspunkt geltenden Ort Neumünster. Die statistischen Auswertungen und Beschreibungen der einzelnen phonetischen Erscheinungen repräsentieren einen komplexen und äußerst detailreichen Einblick, in die Problematik der Entwicklung des untersuchten Bereichs im dialektalen Kontinuum. Die anfangs formulierte Hypothese, dass in den Datenkorpora „eine diachrone Zunahme des standard-sprachlichen Variantenbestands zu beobachten“ (S. 19) sei, sieht der Autor in der Schlussfolgerung seiner Analyse als bestätigt an. Allerdings muss auch der Hinweis angeführt werden, dass regionalsprachliche Merkmale eine gewisse Stabilität aufweisen und auch die Erscheinungen, die nahe an der perzeptiven Grenze der Standard-sprachlichkeit liegen, nur einer sehr engen phonetischen Veränderung, die Dialektalität betreffend, unterliegen. Der Anhang mit vielen zusätzlichen relevanten und für den interessierten Leser auch über die empirische Grundlage sehr aufschlussreichen Informationen schließt die Arbeit in einer entsprechenden Form ab, die einen wichtigen Beitrag zur Untersuchung der Entwicklungen in der gesprochenen deutschen Gegenwartssprache leistet.

Koloman Brenner (Budapest)

Mersch, Dieter (Hg.): Die Medien der Künste. Beiträge zur Theorie des Darstellens. München: Fink, 2003. 278 S.

Der vorliegende, von Dieter Mersch herausgegebene Band hat eine reiche Vorgeschichte. Der Autor veröffentlichte im Jahre 2002 zwei Bücher (*Ereignis und Aura* und *Was sich zeigt*) zum Thema, und gemeinsam mit dem im Fink Verlag erschienenen Band, entstanden alle drei im Rahmen eines der umfangreichsten DFG-Projekte, nämlich innerhalb der Forschungsgruppe Erika Fischer-Lichtes unter dem Oberthema *Theatralität*. Das Buch *Was sich zeigt* setzt sich mit der Theorie der drei bereits im Untertitel markierten medialen Kategorien wie Materialität, Präsenz und Ereignis auseinander, die aus der Struktur des Symbolischen herausfallen. Der Autor widmet sich darin der historischen Skizzierung der Spuren einer Ästhetik als Aisthetik, indem gängige Zeichen-, Bedeutungs- und Darstellungstheorien, von Hegel über Wittgenstein bis Lévinas u.a. unter dem Aspekt des Sichzeigens und Sichereignens neu definiert werden. Im anderen, im Suhrkamp Verlag erschienenen Buch *Ereignis und Aura* findet man neben theoretisch-philosophischen Grundlagen in Bezug auf die komplexe Beziehung von Medialität, Performativität und Wahrnehmung (aisthesis) auch direkte Reflexionen über die Verwirklichung der (a)medial-materiellen Aisthetik vor allem innerhalb der bildenden Künste, so bei Beuys oder Cage.

Der 2003 erschienene Band ist laut Vorwort eine Sammlung von Beiträgen

einer Tagung in Darmstadt im Rahmen des bereits erwähnten Forschungsprojekts *Theatralität*. Das Buch besteht aus drei Hauptteilen, wobei der erste die polaren „Elemente einer Theorie medialer Darstellung“, nämlich das Sagen und das Zeigen erörtert (Gerhard Neumann, Simone Mahrenholz, Reinhardt Brandt, Leonid Tschertow). Der zweite, umfangreichste Teil umfasst Artikel, die sich mit dem Problem „Worte, Bilder und Dinge“ auseinandersetzen (Gernot Böhme, Axel Müller, Günther Heeg, Dieter Mersch, Martin J. Schäfer, Julia Encke), und zum abschließenden dritten Teil gehören diverse Beiträge zum Themenbereich „Symbole, Klänge und Ereignisse“ (Clemens Pornschlegel, Ethel Matala de Mazza, Michael Ott, Ulrike Brunotte). Da sich das Buch für eine künftige, noch nicht ausgeprägte Medientheorie einsetzt, ist es kein Zufall, dass die Einleitung des Herausgebers außergewöhnlich lang und ausführlich geraten ist (sie nimmt fast ein Viertel des ganzen Bandes ein), in die er all die Probleme einzuarbeiten versucht, die in den Aufsätzen ausgeführt werden. Im Folgenden möchte ich die Thesen des Bandes kurz zusammenfassen und auf einige re-präsentative Artikel der drei Kapitel eingehen.

Dieter Mersch versucht in seiner Einleitung „einen tentativen Problemaufriss zu geben“, indem er die Modalitäten medialen Darstellens, wie Wort, Bild, Ton und Zahl, unter sechs, ineinander verflochtenen Frage-

stellungen kritisch unter die Lupe nimmt. Den Ausgangspunkt für den Versuch bildet eine intendierte Unterscheidung zwischen den Begriffen von Medium (als technischem Medium, symbolischem Prozess und materiellem Träger) bzw. Medialität, die ein Ensemble von Begriffen, wie „Materialität“, „Performanz“, „Format“ etc. umfasst. Im Weiteren basiert die Erörterung auf dieser (doch) unauflösbaren Duplizität, die durch die Grundopposition von *Sagen* und *Zeigen* gebildet wird.

Das Medium bedeutet in den verschiedenen Diskursen sowohl Form, techné, Funktion und Struktur als auch Spur, Materialität und Performativität im Sinne von Sichereignen. Das Medium ist einerseits in der Tat das Technische, aber niemals als pures Instrument gemeint, vielmehr als Mittel im Sinne von Mitte, Zwischen, das aber über eine unausweichliche Präsenz, über eine unvermeidliche Macht verfügt, sich zu setzen, sich zu zeigen. Medien als Funktion/Struktur führen nach Mersch zur Negativität, sie erfüllen sich in dem, was sie nicht sind – amedial. Mediendiskurse als Semiotik/Semiologie betonen zwar das Mediatisierte („Was“, „quid“), aber das ist nur die eine Seite. Obwohl der Diskurs den Platz des Verlustes besetzt, meldet sich das Verlorene zurück. Das Medium übernimmt zwar die Position von Zeichen, aber auch ihnen gegenüber unterstreicht es die materielle Seite. Demnach werden Medien als materielle Dispositive gesetzt, kraft derer etwas als etwas in Form gebracht und zugleich eingeschränkt wird. Medium wird zum

Ort, zur Stelle, an der es durch eine Spaltung, ein störendes Element *als* Medium hervortreten kann. Mersch ergänzt diese Duplizität noch dadurch, dass die Medien nicht nur ex-sistieren, sondern sich für die Wahrnehmung auch als Setzung, als performative Momente zeigen. Dieses (selbst)reflexive Element führt dort zu ästhetischen Paradoxen, wo es an die eigene Grenze getrieben wird.

Bevor Mersch im Weiteren ausführlicher über die vier Formate medialen Darstellens referiert, macht er auf die Paradoxie aufmerksam, dass die Sprache gleich dem Körper kein echtes Medium sei. Sie bildet eine Grenze des Begriffes und geht jeder Mediatisierung voraus (Heidegger), ist eine Art Ex-sistenz, wo eher das Wort als Zeichen ein basales Darstellungsmedium sei. All das führt ihn weiter zur Feststellung der Nicht-Konvertierbarkeit von Modellmedien. Man kann also keiner Ausprägung einen Vorrang einräumen, sondern unterscheidet allenfalls zwischen ästhetischen (Bild, Ton) und diskursiven (Wort, Zahl) Medien. Mersch fügt aber gleich hinzu, dass die Unterscheidung eher als Tendenz aufgefasst werden soll, da ästhetische und diskursive Medialitäten nicht strikt voneinander zu trennen sind. Was aber noch stärker zu betonen ist, ist die Existenz eines amedialen Momentes, das Mersch in seinem Buch *Ereignis und Aura* schon eingehend diskutiert hat, und auf das er auch hier in Hinsicht auf Barthes' punctum und den Begriff der Aura bei Benjamin hinweist. Danach untersucht er zunächst die diskursiven Medien, Wort

und Zahl, dann die ästhetischen. Das Wort ist demnach die Metapher der Medialität der Sprache als Zeichenstruktur, das mit Sinnprozessen zu tun hat. So wird das Wort zum Medium des Sinns. Mersch ist aber der Meinung, dass keine der gängigen Bedeutungstheorien, weder Hermeneutik oder Pragmatik noch Dekonstruktion das Mysterium des Sinns erschließen können. Er selbst versucht auch nicht, dieses Problem zu lösen, sondern betont gerade die „Unbehebbarkeit“ dieses Mangels: Er macht kritische Fußnoten zu Derrida (zur Theorie der Differenz/différance) und zur Analytischen Sprach- und Symbolphilosophie. Bei letzterer macht er darauf aufmerksam, dass sich im Fall des Performativen das Sichvollziehen ereignet, also der Vollzugcharakter, die Singularität des Geschehens gegenüber der Wiederholbarkeit, der Iterabilität betont wird. So sei der Text sowohl Fortschreibung als auch Enthüllung von Schnitten, wie im Fall von Nietzsches Aphorismus-Begriff oder in Wittgensteins *Tractatus*. Dazu kommt noch, dass es keinen Vollzug gibt, der nicht körperlich erlitten wäre, was zu einem Zwiespalt, zu einer Kluft zwischen Sagen und Zeigen führt. Die Bedeutung ereignet sich nach Mersch gerade aus dieser Kluft im Modus von deren Duplizität.

Bei der Erörterung der Zahl bekommt der Leser eine kurze Geschichte der Mathematik als medialen Diskurs präsentiert, in dem die Tradition der Arithmetik und der Ars zugerechneten Geometrie seit dem Mittelalter immer mehr von seinem ästhetischen Charakter verliert und zur

Algebra, zum Algorithmus wird. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellt sich aber die Mathematik „unter das Regime von Technizität“. Es ergibt sich also die Frage, ob die Mathematik eine Sprache ist, also etwas Symbolisches, Strukturelles in sich trägt oder es sich eher um einen Vorrang der Technizität handelt. Seitens Mersch wird ein Fazit gezogen, indem er darüber referiert, dass die Mathematik vielmehr auf dem Ereignis und weniger auf Strukturen und Symbolen beruht und damit eher Kunst als Ordnungswissenschaft sei.

Nach den diskursiven werden auch die ästhetischen Medien des Zeigens unter die Lupe genommen. Primär ist für die Medialitäten charakteristisch, dass sie sich nicht dem Schema der Differenz fügen, sondern disparate Formate sind. Das Bild basiert ja auf dem Fehlen der Negation, der Differenz, es hat eine affirmative Struktur. Unter Bild sind das Präsentierte und die Rahmung zugleich zu verstehen, also die Duplizität von etwas sehen und die Weise seiner Sichtbarmachung sehen. Dazu kommt noch das oben schon erwähnte amediale Moment von punctum. Die Präsenz bedeutet aber nicht Authentizität, vielmehr eine Gabe im Sinne von Ekstasis.

Mersch führt seine Gedanken in Richtung Film weiter, indem die Zeitdimension mit einbezogen wird. So kommt er schließlich zum Ton, der als raumzeitliches Ereignis beschrieben wird: Er klingt und verklingt in der Zeit, aber erfüllt zugleich den Raum und bewegt einen wortwörtlich. Die Musik lässt sich aber in ihrem Medium nicht bewahren, sie verfügt über ein anderes

Medium, das sie überschreibt, und erst ihr Text definiert ihre Einheit als opus. Die Notationstechnik impliziert in dem Sinne die Tradierbarkeit des musikalisch-performativen Ereignisses, es bleiben aber immer unnotierbare Reste übrig. Mersch erörtert im Weiteren das Besondere an der Notation, indem drei diverse Medialitäten daran zu betrachten sind, nämlich Graphik (Bild), Schrift und mathematisches Notat in einem. Man kann ähnlich wie im Fall der Zahl eine interessante Modifizierung von Medialität betrachten, von der Neumennotation im 9. Jahrhundert bis zum 20. Jahrhundert, in dem die Tendenz zum Versagen der Lesbarkeit der Notate führt.

Abschließend versucht der Verfasser „die besondere Struktur der sogenannten ‚Neuen Medien‘ im Verhältnis zu den alten“ zu bestimmen „sowie die ‚Syntaktisierung‘ des Medialen durch die Dominanz von Digitalisierung und Computerisierung“ (S. 9f.) zu betonen. Am Ende wird fast aktionistisch das Ziel gesetzt, Präsenzmomente vor Überzeichnungen digitaler Medien zu retten.

Im Folgenden möchte ich eher stichwortartig und als Unterstützung der oben erörterten Thesen weitere Textbeispiele aus dem Band erwähnen. Einer der interessantesten Beiträge stammt von *Gerhard Neumann*. Der Verfasser beschäftigt sich mit der Barthes'schen Theorie des Deiktischen. Laut Neumann sei Barthes jemand, der sich als einer der ersten der Theorie der Medialität des Zeigens widmete. Neumann unterscheidet zwischen zwei miteinander konkurrierenden Arten und Weisen von Realismus: „der erste

entziffert das Reale als dasjenige, was sich demonstrieren und ‚ableiten‘ oder ‚darlegen‘ lässt, aber nicht sichtbar ist [...]. Der zweite dagegen sagt die Realität, als dasjenige, was sichtbar ist, sich aber nicht ‚darlegen‘, sich nicht ‚erzählen‘ lässt.“ (S. 54) An der Grenze zwischen Realem und Realität entspringt aber als sich auftuende Lücke der Zeigegestus. Und Barthes hat das Zeigen, das „gezeigte Zeichen“, diese „klaffende Szene“ zunächst bei Brecht erfahren. (*Günter Heeg* kehrt in seinem Aufsatz *Der Körper der Brecht-Szene zwischen Text und Tableau* auch zu Brecht zurück, indem er nicht den Körper des Zeigenden in den Vordergrund rückt, sondern den sog. Gesamtkörper der Szene, den Grundgestus: wie der Zeigende das Zeigen zeigen soll. All das wird mit dem Tableau in Parallele gesetzt.) Die zweite Reflexionsphase bedeutet später das Interesse Barthes' für die japanische Kultur. Im Weiteren geht es im Text gerade um das Andere des Zeichens in Japan, um das irritierende Spiel zwischen Rahmen-Setzung und Rahmen-Sprengung, um das „Zeigen des Zeigens“, um das „vibrierende Vorzeigen“ von leeren Zeichen. Unter diesem Aspekt werden die Verpackungskultur, das Puppentheater Bunraku, die Gartenkunst und die Gedichtgattung Haiku untersucht. Abschließend wird anhand von Derridas Hinweis auf ein Selbstporträt von Jean-Marie Faverjon aus dem 19. Jahrhundert gezeigt, dass die Kunsttheorie einer „gezeigten Leere“, eines „Zeigens des Zeigens“ von Barthes in der europäischen Malerei eine Tradition hat.

Simone Mahrenholz untersucht in ihrem Beitrag das analogische Denken als Gegenpol zum Diskursiv-Digitalen. Die Verfasserin versucht im Text drei Thesen aufzustellen und sie „auf ihre systematischen Konsequenzen hin“ zu überprüfen. Der ersten These zufolge lässt sich der Übergang vom Zeigen zum Sagen als Übergang vom Analogen zum Digitalen beschreiben. Zweitens sind die Logoi dieser Denkformen fundamental unterschiedlich, aber drittens wird darauf aufmerksam gemacht, „dass der Bereich des ‚Zeigens‘ innerhalb der menschlichen Rationalität, Vernunft oder Erkenntnis eine fundamentale Rolle spielt [...], deren Analyse unter dem Begriff des ‚Analogen‘“ als Projekt zum Ziel gesetzt wird. Es handelt sich um eine Vorstellung einer ana-logik, einer alterierten Logik, „die nicht schlecht a-logisch ist“ (S. 77). Im Weiteren geht es um die Differenzen von analog und digital, sowohl syntaktisch als auch semantisch bzw. um ihre Artikulationsformen mit Hilfe eines Rasters. Es gibt eine disjunkte Entscheidung, ob das Zeichen als Element eines notationalen Schemas aufzufassen ist, also digital oder eher analog, also nuanciert, stufenweise symbolisierend. Das heißt, ob die konkrete Form an sich wichtig ist oder von der „Schreibweise“ abstrahiert werden soll. Es gibt keinen fließenden Übergang wie im Fall einer Kippfigur. Mahrenholz argumentiert in ihrem Text gerade für das Analogische, für die Phänomene des Transitorischen des Augenblicks, und die Analogik wird ihrerseits als Bedingung der Möglichkeit des Logischen formuliert.

Im zweiten Teil des Bandes findet man vor allem Artikel zum Thema Bildtheorie, Wort-Bild-Beziehungen. So im Text von *Gernot Böhme*, wo *Die Wörter und die Bilder* Magrittes untersucht werden. Es handelt sich um Probleme wie Illustration oder Kommentar und um die drei Ordnungen: die Ordnung der Dinge, die Ordnung der Bilder und die Ordnung der Worte.

Axel Müller macht sich Gedanken über eine zentrale Bildmetapher bei Magritte und Duchamp, und zwar über die ikonische Metapher des Fensters, das sich in einem Spiel von schierer Transparenz und opak-materieller Wirklichkeit des Sichzeigens befindet. Im neuen Bildkonzept von Robert Delaunay kehrt zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Bild jenseits der Reproduktion optischer Oberflächen zu sich selbst zurück, verweist auf sich, zeigt sich. Diese Transformation hat Folgen, die anhand von Beispielen bei Magritte und Duchamp präsentiert werden.

Dieter Mersch untersucht in diesem Teil die Relation zwischen Kunst und Zeit, Gedächtnis und Ereignis. Dazu findet er einen Anlass und Ausgangspunkt bei Lessing, aber das Ziel ist weniger ontologisch, eher historisch: Er versucht mit Hilfe einer detaillierten Interpretation von Gemälden des Barock (Velázquez), der Romantik (Turner) und von monochromen Farbtafeln der Avantgarde (Newman) oder Aktionen der performativen Kunst (Cage, Beuys) die These zu vertreten, „dass sich im Übergang der Epochen im Verhältnis von Kunst und *kairos* eine genaue *Umkehrung der tempo-*

ralen Struktur vollzogen hat, nämlich von der *Repräsentation der Zeit*, ihrer Bewahrung im Bild als Dauer, über ihre *Evokation als Präsenz, als Aura* bis hin zur *Spur*, der unauflösbaren *Nachträglichkeit des Gedächtnisses*". Zeit als Kluft wird zum Konstituens, „kraft derer Kunst, das Ereignis des Ästhetischen allererst geschieht.“ (S. 151f.)

Dem Aufsatz von *Martin J. Schäfer* muss man auf jeden Fall Aufmerksamkeit widmen. Im Text geht es um das Paradoxon des zum Medienphilosophen avancierten Andy Warhol. Er schreibt nämlich in seinem Buch *The Philosophy of Andy Warhol (From A to B and Back Again)* darüber, inwieweit die Technizität, die modernen Medien (Fernsehen, Kassettenrecorder) zur Befreiung vom allzu Nahen, von Intimität beitragen, indem sie doch nicht als Verlust von Singularität zu verstehen sind, sondern als Möglichkeit der Einbindung des Subjekts in eine Lebenswelt. Es handelt sich um Medien als Mitte, als Vermittlung, „welche das Ich und die anderen jeweils bei sich belässt und erst so [...] Intimität zwischen ihnen ermöglicht.“ (S. 184) Die Thesen von Warhol werden parallel untersucht mit der Gewaltphantasie von Girard über eine zu intime Intimität. Als Fazit wird gezogen, dass es also um keine Einebnung geht, sondern um eine Differenz zwischen Spielarten von Singularität, sich zu zeigen. „Die Distanz ist die Bedingung

für eine Andersheit des Anderen: dafür dass es anders bleiben kann, aber das Subjekt trotzdem angeht.“ (S. 190)

Nicht zuletzt möchte ich noch kurz auf einen Aufsatz des dritten Teils eingehen. Neben spannenden Beiträgen u.a. zu Klangereignissen von Mozart kann man einen interessanten Text lesen, in dem *Michael Ott*, kritisch zurückkehrend zu Barthes, in Form einer Gegenlektüre seiner *Mythologies* und im Kontext von Jarrys *Text Passion als Radrennen* aus dem Jahr 1903, zu untersuchen versucht, wie der Mythos der Tour de France und der mediale Diskurs über sie beschrieben werden können. All das wird unter dem Aspekt von Ritual, Ereignis und Repräsentation erörtert. Es wird mit und gleichzeitig gegen Barthes enthüllt, dass unsere Kultur auf Körperpraktiken beruht, die aber „weder mit Charakter-Essenzen noch mit Anthropomorphisierungen der Natur viel zu tun haben“ (S. 259). Es geht anstelle von bloßen Mythen des Alltags vielmehr um eine performative, mediale Praxis, um eine Interferenz von medialen Ereignissen wie Print- und Bildmedien, dem Körper als Medium, den Anekdoten um die Tour, dem Schauspiel des Schmerzes in Form einer Liturgie oder der speziellen Sprache des Rennens. Am Ende wird lapidar formuliert: „Die Welt als *Tour de France* ist die *Passion als Radrennen*“ (S. 266).

Edina M. Sándorfi (Pécs)

Muhr, Rudolf; Kettemann, Bernhard (Hg.): Eurospeak. Der Einfluss des Englischen auf europäische Sprachen zur Jahrtausendwende. 2. korr. Aufl. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2004 (Österreichisches Deutsch – Sprache der Gegenwart 1). 236 S.

Nicht von ungefähr wird die Wahl bei diesem Band auf den Titel „Eurospeak“ gefallen sein. Das Wort ist ja in der Bedeutung im Untertitel selbst ein semantischer Pseudo-Anglizismus. ‚Eurospeak‘ wird zwar im Englischen sowohl als Bezeichnung für den Fachjargon der Eurokraten in Brüssel (Eurojargon) als auch für das in Europa als jüngste Verkehrssprache dienende, interferenzgeplagte „bad simple English“ (Euro-English) benutzt – doch nicht als Bezeichnung für den Einfluss des Englischen auf andere europäische Sprachen. Diese Titelwahl signalisiert: Englisch ist aus dem europäischen Vokabular nicht mehr wegzudenken, es wird – ob mutiert oder nicht – in die Erstsprachen einbezogen, und erfüllt bestimmte pragmatische Funktionen: hier eben die frappante Ablösung des stark metaphorischen linguistischen Ausdrucks ‚englischer Einfluss‘, der in synchroner Hinsicht sowieso zu wenig einfängt. Unter ‚Eurospeak‘ soll demnach keine Sprachvarietät verstanden werden, sondern ein Oberbegriff für die Gesamtheit von Anglizismen/englischen Entlehnungen im europäischen Sprachraum zur Jahrtausendwende.

Dass bereits die zweite Auflage eines Sammelbandes vorliegt, der Beiträge zweier länger zurückliegender Vortragsreihen enthält – Graz 1999 und Wien 2001 –, zeugt davon, dass der

Zusammenstellung ein Konzept zugrunde liegt, das auch Jahre später Interesse beim Lesepublikum hervorzurufen vermag. Die wichtigsten Merkmale dieses zu begrüßenden Konzeptes sind m.E. die Folgenden:

a) Universitätsprofessoren namhafter Institute scheuen vor dem Unternehmen nicht, sich über ihren Fachbereich allgemeinverständlich, die breitere, sprachlich interessierte Öffentlichkeit vor Augen haltend zu äußern.

b) Mit Nachdruck wird die „europäische Dimension des Problems“ in den Mittelpunkt gerückt, was die – besonders in Deutschland – gängige Ansicht relativiert, dass das Deutsche die anglizismengeplagte Sprache Europas schlechthin sei.

c) Auch Nicht-Sprachwissenschaftlern und Kritikern der englischen „Sprachinvasion“ wird im gleichen Band Platz eingeräumt. Man kann nur mit Genugtuung feststellen, dass die Aufhebung der Schranken zwischen Elite-Linguisten und nüchternen Sprachpragmatikern dem Leser zu komplexeren Einsichten verhilft und ihn nicht mit den gewohnten unvereinbaren Gegensätzen konfrontiert.

Der Aufbau des Sammelbandes spiegelt obige Schwerpunktsetzung der Herausgeber wider. Die insgesamt 12 Beiträge sind in fünf größere thematische Einheiten gegliedert: Die ersten

beiden, Einleitungsartikel und das Kapitel „Anglizismen in Ökologie und Werbung“ stehen im Zeichen der sachlichen und niveaувollen Populärwissenschaft, „Anglizismen in den slawischen und romanischen Sprachen“ sorgen für den europäischen Ausblick, das nächste Kapitel „Anglizismen als Gegenstand der Angewandten Linguistik“ dient als theoretische Zusammenfassung und Überleitung zu den abschließenden „Statements im Rahmen der Podiumsdiskussion“ von Sprachpragmatikern in Wirtschaft, Informationstechnologie und Werbung.

Im ersten Teil gehen die Herausgeber *Rudolf Muhr* und *Bernhard Kettemann* auf die Problematik des sprachlichen Einflusses und die der Anglizismen im Deutschen im Besonderen ein. *Muhrs* Aufsatz „Anglizismen als Problem der Linguistik und Sprachpflege in Österreich und Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts“ gibt einen allgemeinen Überblick über die klassische linguistische Klassifikation englischer Entlehnungen und einen historischen Überblick über sprachreinigende, sprachpflegerische Aktivitäten in beiden deutschsprachigen Ländern. Er beginnt mit einer aktuellen Bestandaufnahme: Die durch den Einbezug des Englischen hervorgerufenen Probleme sind in der deutschen Sprache weniger linguistischer eher sozialer und politischer Natur. Das Österreichische Deutsch ist nämlich traditionell von zahlreichen Lehnwörtern geprägt, die aus der einen oder anderen Sprache der habsburgischen Erblande mit ihren 14 anerkannten Sprachen stammen und bis

heute natürlichen Bestandteil der Alltagssprache bilden. Viel mehr gehe es im Falle des Englischen darum, dass sich die Sprachbenutzer statt seiner Informationsfunktion der Appellfunktion bedienen, es aus Prestigegründen als Symbol für Modernität, Weltoffenheit u.v.a.m. im deutschsprachigen Kontext verwenden. Man kann dem Verfasser nur Recht geben, wenn er die Sprachpraxis multinationaler Firmen und des öffentlichen Dienstleistungssektors ablehnt, englische/quasi-englische Ausdrücke mit deutschen zu mischen. *Muhrs* Beispielanalysen von Internetseiten, offiziellen Schreiben und die lange Reihe der zitierten Bezeichnungen wie *CityStar-Ticket*, *TikTakFamily*, *Trafiknet* oder *Lady Power Damen Bike Body* und *Hühnernuggets* untermauern seine These, dass Appelle dieser Art höchstens auf diejenigen die erwünschte Wirkung ausüben, die Englisch nicht oder nicht gut genug beherrschen, wohl aber für alle Sprecher Kommunikationshindernisse bedeuten. Kein Wunder also, dass sich Sprachvereine dagegen zu Wehr setzen. Problematisch dabei ist nur, dass ihre Haupttätigkeit in der Erstellung langer Anglizismenlisten inklusive deutscher Übertragungsvorschläge besteht. *Muhr* zeigt anhand der Verdeutschungsliste des Wiener Vereins „Muttersprache“ und an der Strecke A-D der Liste des „Vereins deutsche Sprache“, warum derartige Bemühungen „weder linguistisch noch von ihren Zielsetzungen her geeignet sind, das Problem der Übernahme von englischen Wörtern adäquat zu lösen“ (S. 46). Bedeutungserklärungen sind ja

nur bei jüngsten Pseudo-Anglizismen mehr oder weniger angebracht, ansonsten empfiehlt es sich eher, in einschlägigen Wörterbüchern nachzuschlagen, falls man die deutsche Äquivalente nicht kennt. Es lohne sich des Weiteren auch nicht, für längst lexikalisierte Wörter wie *Bar*, *Camping* u.ä. 2-6 deutsche Synonyme aufzuführen. Auch die Aufteilung in ‚integrierte‘, ‚differenzierende‘ und ‚verdrängende‘ Anglizismen bringt nicht viel, vor allem, weil die Gliederung selbst auf fragwürdigen Prinzipien basiert und darüber hinaus oft zugleich inkonsequent durchgeführt wird. Das Ergebnis: 84,5% der bearbeiteten Wörter gelten als verdrängend! Dies legt die Annahme von Muhr nahe, dass Zielsetzung und Praxis der besprochenen Sprachvereine nolens volens auseinander klaffen; ob im Hintergrund, wie er vermutet, tatsächlich sprachreinigende, verdeckte deutschtümelnde Absichten stehen, sei an dieser Stelle dahingestellt.

Im Beitrag von *Kettemann* „Anglizismen allgemein und konkret: Zahlen und Fakten“ wird teilweise auf ähnlich Grundlegendes eingegangen: auf die Definition der Begriffe ‚Fremdwort‘ und ‚Lehnwort‘, auf den statistischen Anteil an Wörtern fremder Herkunft im deutschen Allgemeinsprachwortschatz und im Vergleich mit anderen Sprachen, usw. Die 14 thematischen Einheiten des Aufsatzes lassen sich als loser oder enger zusammenhängende kleine Etüden lesen. Nicht nur Interessantes, sondern auch zweifelsohne Neues bringt die Minianalyse sprachkritischer Leserbriefe ein, in der laienlinguistische Reflexionen über

Sprachwandel aus sprachwissenschaftlicher Sicht untersucht werden. Ein möglicher Brückenschlag zwischen „reservierten“ Experten und „deprimierten“ Sprachbenutzern?

Der zweite Teil des Bandes wird zwei anglizismenträchtigen Fachsprachen gewidmet. *Fill* beschäftigt sich mit dem deutschen Umwelt-Wortschatz, *Schrodt* untersucht die deutschsprachige Werbung auf Anglizismen hin. Ersterer beschränkt sich auf den speziellen Umwelt-Fachwortschatz, indem Allerwelts-Anglizismen, die eben auch in der Öko-Sprache vorkommen, ausgeklammert werden, und der Hauptakzent auf die Besprechung von Einträgen in allgemeinen und fachsprachlichen Lexika gelegt wird. Er behauptet, dass Anglizismen unter den Eintragungen – gegen alle Erwartungen – keineswegs dominieren; ihr Anteil liegt in den untersuchten Nachschlagewerken zwischen 0,55-1,26%. Dies zeugt davon, dass es mehr um einige wichtige Begriffe geht, die durch englische Fachausdrücke besetzt sind. Im Allgemeinen zeichnet sich eine kunterbunte linguistische Palette im Umweltvokabular ab. Viele Begriffe sind Internationalismen lateinischen oder griechischen Ursprungs, deren Gebrauch (auch) im Deutschen durch das Englische begünstigt wird. Auch im englischen Öko-Wortschatz kommen durchaus auch deutsche Wörter vor, sodass man über eine Wechselwirkung mehrerer Sprachen und Kulturräume sprechen kann. Einträge englisch-deutscher zweisprachiger Umwelt-Wörterbücher und Stichwortverzeichnisse beweisen, dass mal die eine, mal

die andere Sprache eine feinere Bedeutungsabstufung ermöglicht, während die jeweils andere als umfassender Begriff funktioniert. Deutsche Lehnübersetzungen und Mischkomposita – auch wenn es um „Notlösungen“ geht – erfüllen ebenfalls eine wichtige Aufgabe, nämlich die Verjüngung der eigenen Sprache und die Erweiterung ihrer Ausdrucksmöglichkeiten.

Schrodts Darlegung über „Anglizismen in der Werbung“ hat einen klar umrissenen Gedankengang: Geworben werde in erster Linie für Produkte, die den gleichen Zweck gleich gut erfüllen. Daher müsse Werbung dem Konsumenten einen über den praktischen Wert hinausgehenden Zusatznutzen versprechen. Dieser Zusatznutzen „verführe“ die Käufer zu Entscheidungen, die rational nicht zu begründen seien. Werbeanglizismen dienen dabei zur Hervorhebung eines neuen Lebensgefühls, heben lustbetonte Werte hervor, drücken „Internationalität“ aus und sprechen bestimmte Zielgruppen innerhalb der jüngeren Generationen an. Einzig die Behauptung, Werbeanglizismen seien nicht schädlich, da sie keinen durch Verhüllung und Verschleierung „reinlegen“, lässt Zweifel hochkommen. Eigentlich können die Beiträge von *Petry* und dem Werbetexter *Scherr* im abschließenden Teil als die Fortsetzung obigen Gedankengangs gelten, indem sie klarmachen: Werbung, so auch deren Sprachgebrauch, ist vom Markt reguliert, d.h. ausschließlich ökonomisch, nicht ideologisch motiviert. Solange es sich also als wirksam erweist, z.B. *Casual Wear* statt *Freizeitkleidung* zu

verkaufen, wird sich daran nichts ändern.

Der dritte Teil des Sammelbandes gewährt dem Leser einen Blick über den „deutschen Tellerrand“ hinaus in den Umgang slawischer und romanischer Sprachen mit Anglizismen. Ein Glanzstück der Aufsatzreihe ist die Studie von *Pfandl* „Wie gehen die slawischen Sprachen mit Anglizismen um?“ In ihr vereinen sich die Stärken des Sammelbandes: informativ, geistreich, solide Grundkenntnisvermittlung, Objektivität, weiter Ausblick. In der gebotenen Kürze wird erläutert, auf was für historische Gründe der unterschiedliche Umgang mit Anglizismen im Russischen, Tschechischen und Slowenischen zurückzuführen sind und exemplarisch beleuchtet, was die heutige Entlehnpraxis der jeweiligen Sprache charakterisiert. Schade, dass ein auch theoretisch interessanter Aspekt mit Neuigkeitswert, dass fremdsprachliche Bezeichnungen für Realien auf der nehmersprachlichen Seite als Eigennamen empfunden werden, ebenfalls nur eingeblendet wird. Mag sein, dass auf das Russische bezogen dieses Kontaktphänomen noch nie beschrieben wurde, wohl aber in Ansätzen in Bezug auf andere Sprachpaare (u.a. von *Pütz* in: *Sprachökologie und Sprachwechsel: die deutsch-australische Sprechgemeinschaft in Canberra*. 1994). Die Idee wäre mit Sicherheit auch mehr als einer „Momentaufnahme“ wert. In *Rathmayrs* Abhandlung zum Thema „Anglizismen im Russischen“ wird dem Leser eine Art Wiederholung des im vorangehenden Artikel Gesagten geboten

(keine Schuld der Verfasserin), ergänzt durch einige neue Aspekte. Der vielleicht Interessanteste darunter ist der Umgang mit zwei unterschiedlichen Schriften, der kyrillischen und der lateinischen (Бизнес Планч 50% OFF). Im letzten Aufsatz dieser thematischen Einheit „Anglicismes – non merci“ gibt Kubarth ein umfassendes Bild über die französische Sprachpolitik heute. Er beschreibt zum einen Beweggründe und Geschichte der französischen Sprachpolitik bis in die jüngste Vergangenheit, und schildert zum anderen detailliert, welcher Weg zu ihrer Institutionalisierung, zu den gegenwärtigen sprachpolitischen Instanzen führte. Ergebnisse der Tätigkeit der Sprachkommissionen werden anhand einer empirischen Analyse überprüft, wobei etwa 50 Testbegriffe auf Präsenz ihrer englisch-französischen Äquivalenten im *Petit Larousse* (1997) untersucht werden. Die Frage, ob es als Erfolg zu werten ist, wenn weniger als die Hälfte aller Kommissionsvorschläge wirklich geläufig geworden sind und es nur einer von sieben vorgeschlagenen französischen Bezeichnungen gelingt, seinen englischen Kontrahenten zu ersetzen, lässt Kubarth offen. Man neigt m.E. dazu, diese Frage mit einem „leider ja“ zu beantworten, was aber nicht gleich auch bedeutet, dass das Ziel wieder einmal die Mittel rechtefertigte.

Den viertel Teil des Bandes bildet ein einziger Beitrag von *Stegu* mit dem Titel „Angewandte Linguistik: Welche Antworten dürfen wir von ihr zu Sprach- und Kommunikationsfragen

(z.B. zu Anglizismen) erwarten?“ So wie der Sammelband auf Initiativen von Mitgliedern des österreichischen Verbands für Angewandte Linguistik zurückgeht, bildet nun *Stegu* Text mit seiner Fragestellung über die potentiellen Leistungen der Angewandten Linguistik die Koda desselben Bandes. Dieser Abschluss fasst nicht nur Erkenntnisse aus den vorangehenden Studien in knappster Form zusammen, sondern bildet gleichzeitig mit seiner eindeutig theoretischen Prägung einen Kontrapunkt zum Gesamthalt des Bandes. Auch lobt es die Autoren der vorangehenden Aufsätze, dass *Stegu* Fazit, die Angewandte Linguistik keine explizite Antwort darauf geben, ob Anglizismen unnötig und schlecht oder notwendig und gut sind, keinen Leser mehr verblüfft. Was sie leisten kann, ist bei der Lektüre dieses Buches ebenfalls klar geworden: durch Wissensvermittlung Vorurteile abbauen, zur Bewusstmachung sprachlicher Phänomene beitragen und somit Sprechern zu einem reflektierteren, überlegten Sprachgebrauch verhelfen.

Der abschließende Teil des Buches wartet mit „Statements im Rahmen der Podiumsdiskussion“ auf, wo neben den bereits erwähnten Beiträgen von *Scherr* und *Petry* zwei weitere zu lesen sind: Die Abmessung des Abgeordneten *Kurzmann* bezüglich der Folgen der im deutschen Sprachgebiet präsenten „Sprachilloyalität“ und die Möglichkeiten der Politik, eine Verarmung des Deutschen zu verhindern, und die Stellungnahme von *Lutz*, einem leitenden Systementwickler bei Siemens AG Österreich, mit dem

Schwerpunkt Probleme der EDV-Fachsprache und seiner Transformation in die Alltagssprache.

Der gut lesbare Sammelband empfindet sich hervorragend als aufschlussreicher Einstieg in die Problematik der sprachlichen Entlehnung der Gegenwart, wegen seiner komplexeren Themenbehandlung vielleicht noch besser als die ähnlichen, mittlerweile zum Klassiker gewordenen Bände von

Dieter E. Zimmer *Deutsch und anders* (1997) oder Christian Meier (Hg.) *Sprache in Not?* (1999). *Eurospeak* lässt nur eine Kleinigkeit zu wünschen übrig: Im Falle einer verbesserten Neuauflage hätte man mithilfe einer eingehenderen Korrektur den Druck- und Textverarbeitungsfehler schon aus dem Werk austreiben können.

Ágnes Dávid (Budapest)

Nünning, Ansgar; Sommer, Roy (Hg.): Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven. Tübingen: Narr, 2004. 233 S.

Seit einigen Jahren wird in der Literaturwissenschaft die Erweiterung hin zu einer Kulturwissenschaft diskutiert (vgl. zum Thema auch die Rezension von Anja Cornils im JuG 2003, S. 409-412, zu dem von A. und V. Nünning herausgegebenen Band *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*, Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 2003). Den Befürwortern aus vielfältigen Gründen stehen seit jeher die eher national- oder fachphilologisch orientierten Vertreter gegenüber. Eine dezidiert differenzierte Position nimmt der von Ansgar Nünning und Roy Sommer herausgegebene interdisziplinäre Sammelband ein, indem er das gegenwärtige Verhältnis von Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft(en) vor allem aus der anglistischen, germanistischen und romanis-

tischen, aber auch der sozial- und geschichtswissenschaftlichen Perspektive näher zu bestimmen und notwendige Strategien für eine zukünftige Akzentuierung zu entwickeln versucht.

Die Beiträge des Bandes machen deutlich, dass die Entwicklung in den Kulturwissenschaften weit fortgeschritten ist, keinesfalls aber als abgeschlossen gelten kann. Möglicherweise verbindende Perspektiven zwischen den Einzelphilologien und auch wichtige Traditionslinien (z.B. Ernst Cassirer, Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert, Georg Simmel, Alfred Weber, Max Weber, Aby Warburg), die z.T. bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, werden nun sichtbarer und könnten ein Fundament darstellen, auf dem die Kulturwissenschaften aufbauen. Allerdings zeigt der Band auch, dass man nicht von einer einheitlichen Linie sprechen

kann, sondern eher von einer „polyphonen Verfasstheit“ der Kulturwissenschaften (so *Britta Hermann* in ihrem substanziellen Beitrag „Cultural Studies in Deutschland: Chancen und Probleme transnationaler Theorie-Importe für die (deutsche) Literaturwissenschaft“, S. 47). Ihr anhaltender Erfolg verdankt sich sicherlich auch dem Umstand, dass Kultur als „zentrale Kategorie zur Dimensionierung gesamtgesellschaftlicher Wirklichkeit und gedankenloses Modewort zugleich“ (*Hermann*, S. 37) verwendet werden kann. Der Anglist *Herbert Grabes* geht in seinem Beitrag „Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Anglistik“ davon aus, dass die Konjunktur des Begriffs Kultur den Wunsch der Philologien nach Wiederherstellung der „Einheit der Geisteswissenschaften“ (S. 79) enthalte. Hierin liegen denn auch Chancen und Gefahren der Kulturwissenschaften, die mittlerweile alle Philologien erfasst und eine Reihe neuer Fächer (wie Postcolonial Studies, Genderforschung, literarische Anthropologie) hervorgebracht haben. Die Chancen der Kulturwissenschaften, die innerhalb des Bandes von den Autoren insgesamt in den Vordergrund gerückt werden, liegen in ihrer Interdisziplinarität, Prozesshaftigkeit und Diskursivität, die Gefahren hingegen in einer ausgeprägten Tendenz zu postmoderner Beliebigkeit und in einem starken Legitimationsdruck nach „ökonomischer Verwertbarkeit“ und „gesellschaftlicher Nützlichkeit“ (*Dietmar Rieger* in „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – aus der Perspektive eines Literaturwissen-

schaftlers“, S. 113), die zu einer „Wissenschaft light“ führen könnten. *Hartmut Stenzel* betont in seinem Beitrag „Literaturwissenschaft – Landeskunde – Kulturwissenschaft oder: die verdrängten Probleme eines hybriden Faches. Anmerkungen zur Situation der Romanistik“, dass die kulturwissenschaftliche Erweiterung der romanistischen Literaturwissenschaft aus der völligen Erstarrung des Faches und durch die Aufhebung künstlich gezogener Grenzlinien zwischen Textwissenschaft einerseits und Kultur- bzw. Landeskunde andererseits zu einer nötigen Selbstreflexion führen könnte (S. 70). Auch *Dietmar Rieger* sieht die Chancen einer Öffnung der Romanistik hin zu den Kulturwissenschaften als Modernisierung im Sinne einer Überwindung vorherrschender Theorieüberfrachtung und der möglichen Rückkehr zu einer Philologie mit „wissenschaftlicher Bodenhaftung“ (S. 105).

Einvernehmen unter den Autoren des Bandes herrscht weitgehend über den Begriff der Kultur, die als „ein von Menschen erzeugter Gesamtkomplex von Vorstellungen, Denkformen, Empfindungsweisen, Werten und Bedeutungen, der sich in Symbolsystemen materialisiert“ (so *Ansgar Nünning* und *Roy Sommer* in ihrer ausgezeichneten Einführung ins Thema, S. 18), also letztendlich als ein Konstrukt aufgefasst wird. Übereinstimmend betonen die Autoren auch, dass sich eine moderne Kulturwissenschaft unmöglich ausschließlich „hoher Kultur“ zuwenden kann. Für die Literaturwissenschaft bedeutet das

insgesamt eine „Entprivilegierung der sogenannten hohen Literatur“ (Rieger, S. 106) und eine wesentlich stärkere Einbeziehung der Medienkultur. Allerdings wird in mehreren Beiträgen (u.a. Rieger, Bachmann-Medick, Grabes etc.) auch die Gefahr thematisiert, die darin liegt, die „Besonderheit des literarischen Diskurses“ (Rieger, S. 106) zugunsten der Universalisierung des Textbegriffs („Kultur als Text“) auf die gesamte kulturelle Praxis (einschließlich Körper, Körperteile, Genomspur etc.) ganz aufzugeben. Dieser vor allem in den Cultural Studies britischer und amerikanischer Provenienz zu beobachtenden Tendenz wird daher eher die verstärkte Konzentration auf spezifisch philologische Kernkompetenzen entgegengesetzt, ohne dabei den interdisziplinären Anschluss zu verpassen. Der Anglist Herbert Grabes – von dem zwei Beiträge stammen – hebt in „Literaturgeschichte/ Kulturgeschichte: Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Perspektiven“ den Begriff der Sprachlichkeit als zentrale Kategorie der Philologien hervor. Gerade sie sei seit den 70er Jahren an vielen amerikanischen und englischen Universitäten zugunsten soziologischer, historischer, philosophischer u.a. Aspekte ganz vernachlässigt worden. Dort sei die Metapher vom Text auf die Welt übertragen worden, die es in ihren vielfältigen Repräsentationen (z.B. des Unbewussten, der Pistolenkultur, der Fußballkultur, S. 130) zu lesen und zu deuten gelte. Dieser Tendenz setzt Grabes für die deutsche Anglistik, deren Charakter einer Fremdphilologie er in seinem Beitrag „Literaturwissen-

schaft – Kulturwissenschaft – Anglistik“ (mit entsprechender Bedeutung der Sprachausbildung und des Verstehens einer Fremdkultur, S. 92) besonders betont, die notwendige Berücksichtigung der eigenen Wissenschaftstradition entgegen, die im 19. Jahrhundert in der Orientierung an der englischen Hochliteratur zu suchen sei.

Astrid Erll betont in ihrem Beitrag „Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft: Was ist... und zu welchem Ende?“ (S. 115-128), dass die Literaturwissenschaft disziplinenübergreifend arbeiten müsse, aber vor allem die „Ebene der menschlichen Aneignung, Deutung und Bearbeitung jener Wirklichkeit“ mit einbeziehen müsse (S. 116). Bei der Erinnerungsgeschichte könne es daher nicht mehr um eine objektive Wiedergabe der historischen Ereignisse gehen, sondern immer nur um die Frage, wie und was von Individuen und Kollektiven erinnert wird. Erll bezieht sich insbesondere auf Autoren wie Maurice Halbwachs und Aby Warburg, die bereits in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts vom „Sozialen Gedächtnis“ und den „Pathosformeln“ gesprochen haben. Da bei der Weitergabe von Erinnerung poetische Verfahren wie Verdichtung (Metapher, Metonymie, Allegorie usw.) eine große Rolle spielen, entstünden für eine erinnerungshistorische Literaturwissenschaft ganz besondere Aufgaben. Hier ergeben sich deutliche Querverweise zum Beitrag von *Britta Hermann*, die den spezifischen Stellenwert der Kulturwissenschaften in Deutschland als Resultat eines radikalen Bruchs im „sozialen und

(wissenschafts-) historischen Gedächtnis" (S. 41) seit den 30er Jahren bis zur „Wiederentdeckung der Arbeiten von Walter Benjamin und Aby Warburg in den 1960er und 1970er Jahren" (ebd.) sieht. In der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses (Aleida und Jan Assmann) und der „Erinnerungskulturen" (ebd.) bestehe daher ein spezifischer Unterschied der deutschen Kulturwissenschaften zu z.B. den British Cultural Studies. Diese Situation wird sogar noch durch die völlig unterschiedlich verlaufene Entwicklung einer ostdeutschen und einer westdeutschen Kulturwissenschaft verstärkt.

Die Notwendigkeit, Terminologie und Methodik der Literaturwissenschaft international anschlussbar zu machen, untersucht *Doris Bachmann-Medick* in ihrem dezidierten Beitrag „Kultur als Text? Literatur und Kulturwissenschaften jenseits des Textmodells" (S. 147-159). Sie kommt zu dem Befund, dass Leitkategorien der Literaturwissenschaft wie „Schriftlichkeit, Autorschaft, Fiktionalität, Mimesis, Narrativität, Stil usw." (S. 151) und Analysekriterien wie „Autor, Werk, Einfluss, Tradition, Mentalität" (S. 155) in Frage gestellt werden und durch neue wie „Diskontinuitäten, Brüche, Differenzen, Übersetzungen, Grenzen" (ebd.) ersetzt werden müssten, wie es z.T. die feministische Literaturwissenschaft, die Geschlechterforschung und die kulturalanthropologische Repräsentationskritik bereits vorexerziert haben. Texte könnten nicht nur als inhaltliche Widerspiegelung von bestimmten Strukturen gelesen werden, sondern müssten stärker in ihrer kulturspezifi-

schen Sprachabhängigkeit und Sprachprägung gesehen werden. Bachmann-Medick hat dabei v.a. Elemente von Kulturüberlagerung im Blick, die u.a. durch zunehmende Migrationsprozesse und Globalisierung ausgelöst würden: „also konfliktreiche Spannungsräume interkultureller Auseinandersetzung treten an die Stelle von Bedeutungszusammenhängen, die noch über Instanzen kultureller Selbstdarstellung und Selbstreflexion zugänglich waren." (S. 154) Die postkoloniale Theorie z.B. betone die Ungleichheit der Kulturen und produziere neue Untersuchungsfelder wie das „writing back" (Umschreiben europäischer Klassiker aus anderer Sicht) und teilweise auch eine neue Methodik wie das „blurring of genres" („Vermischung und Grenzverwischung von literarischen Texten und Theorien", S. 155). Dass eine verstärkte Inblicknahme neuer Begriffe und Untersuchungsfelder auch fundamentale Auswirkungen auf das Verhältnis des heutigen Wissenschaftlers zu seinem „Gegenstand" hat, zeigt der Beitrag von *Ina Schabert* („Hardliners – Selbstzweifler – Traumtänzer – Lesende: Literaturwissenschaftler und Literaturwissenschaftlerinnen im Zeitalter des Poststrukturalismus", S. 161-176). Den unbelehrbaren „Hardlinern" und den meist jüngeren und von Schabert mit Sympathie betrachteten „Traumtänzern" stellt sie den progressiven Typus des „Selbstzweiflers" gegenüber. Damit sind Wissenschaftler gemeint, die sich den enormen Veränderungen stellen und mit einem Hauch von Ironie und Selbstdistanz in der Verwendung überkommener

Begriffe und vor allem in der Wahl der Methodik undogmatisch und projektbezogen vorgehen.

Harald Neumeyer zeigt in seinem interdisziplinären Beitrag „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Diskursanalyse, New Historicism, ‚Poetologien des Wissens‘. Oder: Wie aufgeklärt ist die Romantik?“ (S. 177-194), dass in der Romantik z.B. von Schlegel vorgenommene Oppositionen von Romantik und Aufklärung nicht immer zutreffen und das Bestreben der Literaturwissenschaft eher dahin gehen sollte, solche Oppositionen aufzulösen. Dabei bezieht sich Neumeyer auf Foucaults Diskursanalyse, Stephen Greenblatts „New Historicism“ und Joseph Vogels „Poetologien des Wissens“. Indem Neumeyer literarische Texte in Bezug zu nicht-literarischen Texten setzt, kann er zeigen, dass literarische Texte der Romantik an einem ähnlichen kulturellen Code wie aufgeklärte wissenschaftliche Texte partizipieren, was Stephen Greenblatt fachterminologisch als „Zirkulation“ bezeichnet.

Welche Konsequenzen eine transdisziplinäre kulturwissenschaftliche Methodik für den Umgang mit einem Thema haben kann, wird in dem Beitrag des Historikers *Norbert Finzsch* (Geschichte der Sexualität in den USA in Deutschland: Stand der Forschung, Probleme und Methoden zwischen Foucaultscher Diskursanalyse und Oral History, S. 198-214) deutlich, der bei seinen Überlegungen zu einer Geschichte der Sexualität von einer sozialen Konstruktion ausgeht. Eine Geschichte der Sexualität „wird also

fragen, wie die sexuellen Praktiken als relationale Bedeutungseinheiten sich im Laufe der Zeit verändert haben, aber v.a. wie diese Verhaltensweisen zu Wissensobjekten geworden sind“ (S. 199). In Anlehnung an Foucaults „Archäologie des Wissens“ gehe moderne Forschung von Diskursen, deren Verzahnung und Machtstrukturen und weniger von einem objektiven Ursprung aus. Da das Wissen „keinen Träger in Form von Subjekten hat, sondern als ein Feld ohne Bewußtsein zu konzipieren sei“ (S. 202), resultiere für die Geschichtswissenschaft u.a. eine Erweiterung hin zur Oral History.

Die enorme Bedeutung der Medien für die Kulturwissenschaften verdeutlicht den Band abschließend der Beitrag des Medien- und Kulturtheoretikers *Rainer Winter* („HipHop als kulturelle Praxis in der globalen Postmoderne. Die kultursoziologische Perspektive der Cultural Studies“, S. 215-229). Die Aufgaben einer Medienwissenschaft sieht Winter dabei übereinstimmend mit Foucault und Bourdieu in einer Analyse der Machtstrukturen. Anhand des HipHop zeigt Winter, dass die Medien durchaus in der Lage sind, kulturelle Phänomene neu zu definieren. Aus einer ursprünglich schwarzen Ghettokultur (Rap) in den USA, deren Ursprung in Armut, aber auch großer Kreativität liegt, entstand innerhalb kurzer Zeit durch die Verbreitung in den Medien eine globalisierte Bewegung. HipHop ist heute weltweit als kulturelles Ausdrucksmittel verfügbar, wobei es auch zu kultur- und gesellschaftsspezifischen Umformungen komme (so wird HipHop in Deutschland z.B. eher zu

einem Konsumartikel). Die Globalisierung einer ganzen Bewegung führe aber auch dazu, so Winter, dass sich eindeutige Identitäten auflösen und eher „Zwischen-Räume“ entstehen, die „von kultureller Entortung und sozialer Diskriminierung geprägt werden“ (S. 226). Winter verweist dabei auf die einflussreichen Theorien des indischen Kulturwissenschaftler Homi K. Bhabha und Stuart Halls, die letztendlich den gängigen Ethnizitätsbegriffs, der mit „Rasse“ und „Nation“ verbunden ist, in Frage stellen.

Die Frage, ob man zukünftig eher das Konzept einer „Kulturwissenschaft“ verfolgen sollte, die auf einer gemeinsamen Theoriebasis aufbaut, oder das der polyphonen „Kulturwissenschaften“, die auf einer stärker disziplinspezifischen, wenngleich interdisziplinären Perspektive basieren, ist auch in diesem Band nicht endgültig

entschieden. Um der Gefahr einer immer unüberschaubarer und „post-moderner“ werdenden Kulturwissenschaft zu entgehen, plädieren die Autoren aber insgesamt dezidiert für eine deutliche Schärfung des Profils der Einzeldisziplinen (d.h. auch einer spezifisch „deutschen“ Komponente und deren Traditionslinien), ohne dabei den absolut notwendigen gemeinsamen kulturwissenschaftlichen Horizont aus den Augen zu verlieren. Als unabdingbar wird eine „Modernisierung“ der Terminologie und Methodik angesehen – sie ist die Voraussetzung für eine Erweiterung und internationale Anschließbarkeit der Diskurse. Grundlage dafür ist ein weit gefasster Literaturbegriff, der Literatur als Teil einer Medienkultur modelliert.

René Kegelmann (Pécs)

Schneider, Eduard (Hg.): Literatur in der „Temesvarer Zeitung“ 1918-1949. München: IKGS Verlag, 2003. 479 S.

„Die Temesvarer Zeitung ist das Blatt der Nationen des Banates. Deutsche, Rumänen, Juden, Ungarn und Serben bilden ihren Leserkreis und haben Repräsentanten in ihrem Redaktionsstabe, der die bedeutendsten Männer des Banates als Mitarbeiter umfasst. Sie stehen auf dem Standpunkt der Internationalität wirklicher journalistischer Arbeit, die nur den Menschen als solchen kennt und seine Rechte zu verteidigen hat. [...] Als Nachrichtenblatt bedeutet Ihre Zeitung die geistige

Nahrung der Intellektuellen des Banates.“

Dieser anonyme Leserbrief aus der Jubiläumsnummer des Jahres 1930, der dem Band als Motto vorangestellt ist, fasst die Eigenart der *Temesvarer Zeitung* treffend zusammen. Sie war eine Zeitung, die während ihres beinahe 100-jährigen Bestehens von 1852 bis 1949 als führendes deutschsprachiges Presseorgan unermüdlich danach strebte, die verschiedenen Nationen der Region inmitten mehrmaligen

politischen Wandels, Staats- und Regimewechsels mit Informationen insbesondere kultureller Art zu versorgen.

Der zweite als Motto vorangestellte Text, ebenfalls derselben Jubiläumsnummer entnommen, stammt von Thomas Mann, der damals schon unbestritten prominentesten Persönlichkeit der deutschen Literatur. Er verweist auf die andere, nicht weniger akzentuierte Aufgabe des Blattes, „als Organ deutschen Denkens und deutschen Kulturgefühls“ die kulturellen Ereignisse des deutschen Binnenraums nach Südosten zu vermitteln.

Der vorliegende Band dokumentiert vielfältig, durch Texte von unterschiedlichster Sorte, die zudem reichlich kommentiert werden, sowie durch eine getrennte, auf CD-Rom beigefügte Bibliographie, die presse- und literaturgeschichtliche Bedeutung des langlebigen Blattes.

Zunächst soll die einführende Studie hervorgehoben werden. Sie stellt dem Leser die notwendigen pressegeschichtlichen Erklärungen bereit und bietet ihm zur Orientierung über die Zeitung ausführliche Grundlageninformationen. Parallel zu der wechselvollen Politikgeschichte des Banates werden die verschiedenen Entwicklungsstadien der Zeitung ausführlich vorgestellt, ebenso die leitenden Schriftführer mit ihrer, jeweils den aktuellen Herausforderungen der Zeit angepassten Konzeption. Die in der Bach-Ära noch als österreichisches Amtsblatt fungierende Zeitung sollte nach dem Ausgleich mit Ungarn den politisch bedingten Magyarisierungs-

tendenzen entgegenkommen. Diese regierungskonforme Einstellung wechselte die Zeitung erst 1912, nach dem Auftreten des neuen, zur Modernisierung entschlossenen Redakteurs Anton Lovas. Nach dem Ersten Weltkrieg entstand wiederum eine neue Konstellation, nachdem das Banat aufgeteilt und dessen größerer Teil mit Temeswar an Rumänien angeschlossen wurde. In dieser Situation hatte Chefredakteur Anton Lovas nun die Aufgabe, „aus dem ehemals magyarisch ausgerichteten Blatt, das sich an ein zum Großteil ebenso gesinntes Publikum wandte, eine Zeitung [zu machen], deren Bestreben es war, ihre Leser so zu lenken, ‚das [sic!] aus ihnen gute und loyale Bürger eines neuen Staates [...] werden‘“ (S. 26). In der Zwischenkriegszeit erreichte die *Temesvarer Zeitung* als Kulturfaktor den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Nach der Machtübernahme Hitlers plädierte sie im Zeichen der Bewahrung von Humanität für Gegner und Verfolgte des Dritten Reiches. Nach dem Kriegsausbruch wurde es allerdings immer komplizierter, „die Aufgabe der politischen Berichterstattung“ zu erfüllen, da die Leser verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen angehörten und unterschiedliche weltanschauliche Positionen vertraten.

Dem Herausgeber der Dokumentation, Eduard Schneider, gelingt es vortrefflich, dieses Stück südosteuropäischer Geschichte so zu präsentieren, dass der Leser klar erkennt: Die allererste Aufgabe der jeweiligen Redaktion des Blattes bestand darin, geschickt zu lavieren, um überhaupt den Fortbestand

der Zeitung sichern zu können. Endgültig wurde die *Temesvarer Zeitung* 1949 durch die zentralistischen Verordnungen des kommunistischen Regimes eingestellt, sie war aber schon vorher, während des Zweiten Weltkrieges, zu einer vierjährigen Pause gezwungen.

Der zweite Teil der Studie von Eduard Schneider bietet wichtige Hinweise für die Orientierung innerhalb der Textauswahl, wobei in erster Linie auf deren Wert als literaturhistorische Quelle hingewiesen wird. Als führendes Organ einer Minderheiten-Literatur „begnügte sich [die Zeitung] nicht damit, in ihren Spalten das breite Spektrum des geistigen Lebens der Stadt und Region zu spiegeln, sondern war bestrebt, auf dessen Entfaltung auch anregend zu wirken“ (S. 45). Getreu diesem Anliegen machen einen bedeutenden Teil der Anthologie Originaltexte von den verschiedenen Vertretern der deutschsprachigen Literatur aus dem Banat, der Bukowina und aus Siebenbürgen aus. Sie sind von ungleicher Qualität, bemühen sich aber stets um ein echtes Lokalkolorit. Danach folgen – getrennt angeführt – andere belletristische Werke deutscher Sprache sowie lyrische Beiträge anderer Nationen in Übertragungen. Das Spektrum reicht von den Rumänen und Serben über eine größere Anzahl ungarischer Lyriker bis hin zu dem Russen Jessenin und sogar zwei Dichtern der philippinischen Literatur.

Konzentriert man sich auf das Erscheinungsbild der ungarischen Literatur, so fällt einem gleich der hohe Anteil von Ady-Gedichten unter den

Übersetzungen auf, was der Herausgeber mit einem „wahren Kult“ um diesen Dichter „in ungarischen und ungarisch beeinflussten Kreisen Temeswars zu Beginn der zwanziger Jahre“ begründet. Publiziert werden u. a. solche unverwechselbaren Gedichte des ungarischen Dichters wie z.B. *Egyedül a tengerrel* und das gesamte Œuvre bestimmende lyrische Texte wie *Vér és arany* und *Emlékezés egy nyár-éjszakára*. Das zuerst und das zuletzt genannte Gedicht werden sogar in je zwei gelungenen Übertragungen, jeweils von Else Kornai und Paul Neubauer, publiziert. Die Übersetzerin Else Kornai war übrigens auch schon im ersten Teil der Anthologie in der Gruppe der Lyriker aus Rumänien mit ihren unkonventionellen Gedichten vertreten.

Mit Recht nennt Herausgeber Eduard Schneider den Gedenkartikel von Robert Reiter zum 100. Geburtstag von Mór Jókai in Bezug auf die ungarische Literaturgeschichte einen „besonderen Fund“. In ihm wird nämlich bereits 1925, also relativ früh, eine höchst differenzierte Wertung des Lebenswerkes des populärsten ungarischen Romanciers des 19. Jahrhunderts vorgenommen. Dieses Porträt von wirklicher literaturgeschichtlicher Relevanz wägt sowohl Stärken als auch Schwächen von Jókais schriftstellerischer Leistung gegeneinander ab, wobei eigentümlicherweise die letzteren in der abschließenden Bewertung überwiegen. Jókai wird als „ein Sklave seines großen Talents und seiner verblüffenden technischen Fertigkeit“ charakterisiert (S. 341).

Durch diese kritische Einstellung eröffnet die ungewöhnliche Jubiläumsschrift von Robert Reiter einen modernen Zugang zur bisher als unproblematisch hingegenommenen romantischen Schreibweise.

Wie das eben zitierte Beispiel zeigt, erfolgt in dieser Auswahl die Wahrnehmung literarischer Ereignisse nicht nur durch die Präsentation von Primärtexten, sondern auch mittels Sekundärtexten. In bewundernswerter Vielfalt und ungefähr im doppelten Umfang lassen sich in der Zeitung Rezensionen, vermischte Aufsätze, Berichte und Nachrichten sowie Interviews und weitere Texte von dokumentarischem Wert finden. Es zeugt von der Offenheit der Konzeption, dass sich die Buchbesprechungen keineswegs nur auf deutschsprachige Veröffentlichungen beschränken: So wird z.B. 1935 nicht nur von einer ungarischen *Atta Troll*-Übersetzung durch Johann Giszkalay berichtet, sondern im selben Jahr – vor allem wegen des lokalen Bezugs – auch der ungarischen Calderon-Übersetzung von Franz Glass, dem bischöflichen Vikar, Platz eingeräumt.

Unter den Rezensenten muss man außer dem oben genannten Robert Reiter vor allem Sascha Eminescu hervorheben, der 1929 mit der Betroffenheit eines Kriegsteilnehmers über die weltberühmte Neuerscheinung *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque berichtete. Unbedingt muss weiterhin der gebürtige Temeswarer Schriftsteller Franz Xaver Kappus erwähnt werden, der sich damals in Deutschland schon einen Namen gemacht hatte. Seine Karriere, die

eines Sohnes des Banates, der es in der Literatur weit gebracht hat, wird mit lebhaftem Interesse verfolgt, jede neue Publikation von ihm begeistert aufgenommen. Dass er tatsächlich ein talentierter Autor seiner Zeit war, belegt eindrucksvoll seine Kurzprosa, die unter den Primärtexten aus Rumänien in der Auswahl präsentiert wird. Sie erhebt sich deutlich über das allgemeine Niveau und erscheint viel anspruchsvoller als die des ebenfalls von der Zeitung kultivierten österreichischen Modeschriftstellers Roda Roda. Für die verstreut erschienenen Rezensionen und Essays von Kappus sind europäischer Horizont und eleganter Stil charakteristisch, die von satirisch-ironischen Nebentönen begleitet werden. Aus der zuletzt genannten Gruppe seiner Schriften lohnt es sich, sein Grußschreiben zu Arthur Schnitzlers 60. Geburtstag hervorzuheben, das einen feinen Spürsinn für ästhetische Qualität verrät. Über Kappus muss man noch unbedingt wissen, dass er allein schon aufgrund seiner Beziehung zu Rilke einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte hätte einnehmen können, und zwar als Adressat der berühmten Briefsammlung Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter*.

In der Reihe der Essays sollte man für einen kurzen Augenblick bei Sándor Márais Reflexionen beim Lesen des abschließenden Bandes des Romanzyklus *Die Thibaults* von Martin du Gard verweilen, wo der Schriftsteller 1940 resigniert feststellt: „Alles und jeder steht genau dort, wie vor zwanzig Jahren [...] Der Roman flutet wieder ins Leben hinüber“ (S. 333-335).

Von den lokalen Mitarbeitern könnte noch Gabriel Sárkány, langjähriger Kulturredakteur, genannt werden, der als treuer Chronist – wie die verschiedensten Berichte aus dem Temeswarer literarischen Leben bezeugen – sein Lesepublikum gewissenhaft über allerlei Besuche und Vortragsabende berühmter Persönlichkeiten sowie Radio-Lesungen z.B. von Franz Werfel informierte. Nicht zuletzt ist auch ihm zu verdanken, dass die einzelnen Zeitungsbeiträge einen sehr bedeutenden dokumentarischen Stellenwert besitzen. Wie es sich aus den bisherigen Materialien hervorgeht, gilt ihre Auswahl in erster Linie in lokal-regionaler Hinsicht als eine wahre Fundgrube für eine literaturgeschichtliche Topographie. Darüber hinaus enthält sie noch nicht entdeckte Originalbeiträge etwa von Márai sowie besondere literaturgeschichtliche Informationen von rezeptionsgeschichtlicher Bedeutung etwa zu Hofmannsthal, Rilke oder eben Thomas Mann, denn durch die Textauswahl kommt „auch das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer Kultur mit Weltgeltung“ klar zum Ausdruck. Unter diesem Aspekt kann die Veröffentlichung eines vom ungarischen *Neuen Politischen Volksblatt* übernommenen Interviews mit Thomas Mann aus dem Jahre 1935 und eines Briefdokumentes über seinen Plagiatsprozess an den Temeswarer

Rechtsanwalt Josef Kende aus dem Jahre 1937 berücksichtigt werden.

Bei der Orientierung über die verschiedensten regionalen Ereignisse und beim Beschaffen nötiger bio- bzw. bibliographischer Vorkenntnisse bieten die nie fehlenden, überaus informativen Anmerkungen unverzichtbare Stützpunkte. Die Vervollständigung der Dokumentation der *Temesvarer Zeitung* erfolgt durch den Anhang, der außer der Biographie von 32 bedeutenden Persönlichkeiten um das Blatt alle verfügbaren bibliographischen Hinweise zusammenfasst. Schließlich werden dem Band einschlägige Illustrationen, Karikaturen von namhaften Mitarbeitern sowie Fotokopien einzelner Zeitungsausschnitte beigelegt.

Die beigelegte Bibliographie auf CD-Rom muss als unverzichtbares Handbuch zur Erschließung der interkulturellen Beziehungen in Südost-Europa im bearbeiteten Zeitraum extra gewürdigt werden. Sie enthält, nach Nationalliteraturen geordnet und Textsorten gruppiert, alle Beiträge der *Temesvarer Zeitung* mit literaturgeschichtlichem Bezug, wobei auch nichteuropäische Literaturen in die Erschließung einbezogen wurden. Die gezeichneten Beiträge sind (die belletristischen Texte ausgenommen) annotiert.

Zsuzsa Bognár (Piliscsaba)

Schnell, Ralf: Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003 (2. überarbeitete, erweiterte Auflage). 628 S.

Zehn Jahre nach der ersten Auflage ist nun in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung Ralf Schnells *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945* erschienen. Veränderungen wurden vor allem in drei Teilen des Nachschlagewerkes vorgenommen. Das erste Kapitel „Literarisches Leben“ (S. 1-61) wurde überarbeitet und erweitert, ein Schlusskapitel mit dem Titel „Tendenzen der neunziger Jahre“ (S. 528-607) hinzugefügt und der mittlere Teil des Bandes neu strukturiert.

Ralf Schnell intendiert „auf sozialgeschichtlicher Grundlage einen Abriss der Entwicklung deutschsprachiger Literatur seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges“ (S. IX-X) bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts zu geben. Das gelingt dem Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Siegen, weil er die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen in die Analyse der Texte einbezieht, ohne deren ästhetische Wirkung zu vernachlässigen.

Gleich das von „Literaturbetrieb“ in der ersten Auflage (1993) in „Literarisches Leben“ umbenannte erste Kapitel des Buches macht die Wichtigkeit der Überarbeitung augenfällig. Hat Schnell in diesem Abschnitt doch viele Statistiken überarbeitet, die nach zehn Jahren recht veraltet waren. Statistiken, die zugleich von einem (literarischen) Gesellschaftswandel im vereinten Deutschland der 90er Jahre

zeugen. Nirgends wird das anschaulicher, als in einer Gegenüberstellung des Leseverhaltens in der Bundesrepublik der Jahre 1992 und 2000: lasen 1992 noch 16% der Bundesbürger täglich in einem Buch, so sind es im Jahr 2000 gerade noch 6%, so die Verbraucherzentrale des Börsenvereins (S. 29). Dieses ist nur ein, wenngleich ernüchterndes Merkmal der Veränderungen im Freizeitverhalten der Bundesbürger seit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Inwieweit die neuen Medien das literarische Leben beeinflussen und Gewohnheiten verändert haben, wird auf den knapp 60 Seiten des Kapitels anhand der Entwicklung der Verlage, des Buchhandels, aber auch der Literaturpreise und Literaturhäuser dezidiert dargestellt.

Spannend liest sich das letzte Kapitel „Tendenzen der neunziger Jahre“ (S. 528-607), um das das Lexikon erweitert worden ist. In ihm stellt Schnell neue literarische Formen vor wie z. B. „Pop-Literatur“ (S. 578-585) oder „Netzliteratur“ (S. 598-601). Aber auch das Thema Migration hat nun Eingang in diese Literaturgeschichte gefunden und wird unter dem Titel „Prosa zwischen den Kulturen“ (S. 564-571) behandelt. Der zunehmenden Auseinandersetzung deutschsprachiger Autoren seit den 90er Jahren mit der Vergangenheit und insbesondere der NS-Verbrechen sind die Abschnitte „Literatur der Shoah“ (S. 571-578) und „Erinnerte Vergangenheit“ (S. 585-598)

gewidmet. Literarische Texte und Kontexte, die schon in der Entstehungsphase der ersten Auflage (1992) im Literarischen Leben eine Rolle spielten, in die erste Auflage aber noch keinen Eingang gefunden haben, erlauben nun einen genaueren Blick auf die Gegenwartsliteratur. In diesem lexikalischen Überblick, der sich aber trotz der Kürze immer wieder Zeit nimmt einzelne Texte hervorzuheben, wird die gewachsene Vielfalt der Themen der neuesten Literatur deutlich. Mit Fotos und seitlich ausgestellten Stichworten ist dieses Kapitel genauso übersichtlich gegliedert wie die übrigen Lexikonabschnitte.

Bezogen auf die vorhergehenden gut 400 Seiten der Neuauflage ist aus der Verlagsankündigung zu erfahren, „Die Literaturen der DDR und der Bundesrepublik werden unter dem Aspekt einer vielfältig aufeinander bezogenen gemeinsamen Geschichte neu dargestellt“. Das stimmt. Zwar wird hier inhaltlich nicht viel neues Material eingebracht – es dominiert die Überarbeitung in sprachlicher Hinsicht, aber die neue Gliederung löst die Unterscheidung und Aufteilung in DDR- und BRD-Literaturgeschichtsschreibung auf, wie sie heute noch üblich ist. Denn, wenn beispielsweise über die klassische Moderne und die „Probleme der Lyrik“ (S. 129-163) der 50er Jahre gesprochen wird, warum sollte dann nicht Benn im Kontext von Brecht diskutiert werden, wie es Schnell in der neuen Ausgabe unternimmt? Natürlich kann ein einbändiges Literaturlexikon die literaturgeschichtlichen Wechselwirkungen der beiden

deutschen Staaten nicht detailliert diskutieren, aber sie kann da kontextualisieren, wo bisher nur divergiert worden ist. Die nationalstaatliche Aufteilung ist obsolet und damit, so Schnell, hat sich auch der „Blick auf die literaturgeschichtliche Entwicklung insgesamt“ (S. IX) verändert. „Die Trennungslinien verflüchtigen sich in historischer Perspektive.“ (S. IX) Unter anderem Blickwinkel ändert sich das Verständnis für das schon bekannte Material.

Schnell bietet dem Leser an, die deutsch-deutsche Literatur stärker aufeinander zu beziehen, ohne dabei die historischen Grenzen zu verwischen.

Der Blick auf die österreichische und schweizerische Gegenwartsliteratur, dem in der alten Ausgabe noch jeweils ein eigener „Exkurs“ gewidmet wurde, ist auf ein Kapitel von neun Seiten zusammengeschrumpft: „Sonderwege: ‚Das Österreichische‘ und die Schweiz“ (S. 480-489). Schnell geht es dabei allerdings nicht um eine Gesamtdarstellung der Literaturen beider Länder – er hat Autoren wie Max Frisch (Schweiz) oder Marlene Streeruwitz (Österreich) in die Hauptkapitel der deutschsprachigen Literatur integriert –, sondern um die Würdigung einzelner Spezifika in der Literatur beider Länder, die Schnell beispielsweise in den Theater texts Thomas Bernhards (Österreich) oder der Prosa Urs Widmers (Schweiz) findet. Der Schweizer Literatur weist Schnell eine Brechung der „Traditionslinien“ mit der einstmaligen Tendenz zur „Wehmütigkeit“, etwa bei Max Frisch, nach. In den vergangenen Jahren habe

sich die Literatur der Schweiz aber zu einer „Poesie, die subversiv ausstrahlen vermag“ und den Blick mit „Neugierde auf das 21. Jahrhundert“ (S. 488) richtet weiterentwickelt und damit manch alte Verfasstheiten über Bord geworfen. Weniger spezifisch fällt hingegen die Betrachtung der doch so reichhaltigen österreichischen Literatur aus: sie beginnt und endet mit Thomas Bernhard und den

Ausführungen über den Autor als „Verweigerer“ (S. 482).

Leider fehlt dieser Ausgabe das nützliche Autorenlexikon, das in der ersten Auflage noch vorhanden war. Trotzdem ist dieses Nachschlagewerk in seiner Verbindung von literarischem Leben und Literaturgeschichte seit 1945 konkurrenzlos und setzt nun auch in seiner Aktualität ein Ausrufezeichen.

Terry Albrecht (*Veszprém*)

Steidele, Angela: „Als wenn Du mein Geliebter wärest“. Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2003. 390 S.

Gegenstand der vorliegenden Studie von Angela Steidele ist das von der germanistischen Forschung kaum beachtete Thema der Frauenliebe in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850. Der gewählte Zeitraum ist in vieler Hinsicht interessant. Es ist die sog. Umbruchszeit, in der sich vieles zu verändern begann, auch bezüglich der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern. Mit der Herausbildung der modernen Gesellschaft gehen auch bedeutende Umwälzungen in der Ehe und Familie einher. Die traditionelle Gender-Konstruktion verändert sich gerade im 18. Jahrhundert grundlegend. Das von der Antike herrschende Ein-Geschlecht-Modell wurde vom Zwei-Geschlecht-Modell abgelöst, Diskurse über die Neupositionierung der Geschlechter wurden in der Zeit zum Hauptthema.

Steideles Untersuchungen – bes.

was den theoretischen Hintergrund anbelangt – gehen von den Ergebnissen der angelsächsischen Forschungen aus (vgl. dazu die Bibliographie S. 347-386). Inspirierend wirkten vor allem die Theorien des *social constructionism*, des *romantic friendship*, die Ergebnisse Judith Butlers bzw. der *gender studies* aber auch die der *queer theory*, die gegen ein normatives Wesen des Zwei-Geschlecht-Modells wirken (S. 10-15). Die Analyse der Texte erfolgt nach den Methoden von *close reading* und der Dekonstruktion. Aus literaturhistorischer Sicht war Paul Derks' bahnbrechende Studie *Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850* (Berlin: Rosa Winkel, 1990) von essentieller Bedeutung.

Die umfangliche Studie gliedert sich in 8 größere Einheiten: 1. Frauenliebe

als Gegenstand literaturhistorischer Forschung, 2. Der Diskurs über Unzucht zwischen Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, 3. Freundschaftskult und Frauenliebe: Luise Gottsched (1713-1762), 4. Frauenliebe als Motiv: Literarische Sappho-Bearbeitungen, 5. Frauenliebe im Umbruch: Romane um 1800, 6. Frauenliebe im Rückzug: Therese Huber (1764-1829), 7. Frauenliebe als Utopie: Bettina von Arnim (1785-1859), 8. Frauenliebe diskret: Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848). Diese sind wiederum sowohl theoretisch als auch thematisch zusammengesetzt. Dementsprechend gehe ich im Folgenden vor allem auf die wichtigsten Probleme bzw. Schwerpunkte der Studie ein.

I. Die Frauenliebe – die Liebe von einer Frau zu einer anderen – wurde in der Zeit der Aufklärung offener als früher behandelt, aber nicht vollständig akzeptiert. Die Liebschaften werden meistens mit Bildern, Begriffen der Freundschaft umschrieben. Diese sog. uneigentliche Rede von der gleichgeschlechtlichen Liebe beweist am ausdrucksvollsten die obige Tatsache, und deutet auch darauf hin, dass die Frauenliebe auf die zeitgenössische Männerliebe reflektierte. Bei dieser letzteren galt seit jeher die Freundschaft als Chiffre gleichgeschlechtlichen Begehrens. Diese Prozesse der Enthüllung und Verhüllung werden im dritten Kapitel am Beispiel von Luise Gottscheds Korrespondenz mit Dorothee Henriette von Runckel – die u.a. die damalige Briefprosa reformiert hat (S. 72-77) – präsentiert (S. 70-96). Hier wird auch gezeigt, dass

die Freundschaft noch weitere Merkmale aufweist. Ein Merkmal wird sichtbar, wenn man sie mit der Ehe konfrontiert. In diesem Kontext bedeutet die erstere die Freiheit, eine fast heilige Ebene, wo tatsächlich die Liebe, die gegenseitige Zuneigung regieren. Die Freundschaft befreit, bietet eine Art Emanzipationsmöglichkeit an. Diese Form der zwischenmenschlichen Beziehungen wurde, wenn auch nur vorübergehend, als eine Alternative zur auf die Ehe zielenden heterosexuellen Monogamie betrachtet.

II. Am Beispiel der literarischen Sappho-Bearbeitungen (4. Kapitel) beleuchtet Steidele die Unterschiede zwischen den weiblichen und männlichen Perspektiven. Die letztere hält von Anfang an Abstand von der Sappho-Figur. Während Anna Louisa Karsch oder Amalie von Helvig ganz unvoreingenommen mit dieser umgegangen sind (S. 110-117, 124-134), ignorierte bzw. fälschte Herder Sapphos Begehren (S. 106.) Bei Goethe und Schiller galt Helvigs Roman *Die Schwestern von Lesbos* als einer der zentralen Texte in der Debatte über den Dilettantismus (S. 125) und Franz Grillparzers Bearbeitung zeigte starke Distanziertheit der Sappho-Gestalt gegenüber (S. 135-146). Sein *Sappho* zeigt auch die romantische Kritik der Frauenliebe bzw. die Folgen der konservativen Wende nach 1800.

III. Die Kapitel 5 und 6, *Frauenliebe im Umbruch* (Romane von Friederike Helene Unger, Caroline Paulus, Caroline Auguste Fischer) und *im Rückzug* (Romane von Therese Huber) zeigen noch ausgeprägter die

Zweiteilung im Zeitraum 1750-1850 als die vorher erwähnte Sappho-Rezeption. Die anfängliche liberale Einstellung der Frauenliebe gegenüber wurde immer mehr durch Kritik, Negation abgelöst. Diese Wandlung erklärt Steidele damit, dass die Romantik ihre höchste Idee in der romantischen Liebesehe gesehen hat. Die Begriffsdiagnostik zwischen Freundschaft und Ehe bildet den Wechsel zwischen liberalen und konservativen Epochen ab.

IV. In der ersten Hälfte des Bandes, die die liberale Epoche zum Thema hat, macht uns Steidele auf die bestimmende Wirkung des Goethe'schen Motivs *der schönen Seele* aufmerksam. *Die schöne Seele* symbolisiert seit seinem Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* die Unabhängigkeit, das autonome Leben. Durch gewisse Umwandlungen wurde sie zum Idol der selbständigen Frau, die die Frauen liebt. Steidele bezeichnet außerdem Ungers Roman *Bekenntnisse einer schönen Seele* als weiblichen Gegenentwurf zum klassischen männlichen Bildungsroman (S. 203).

V. Bettina von Arnims Romane z.B. *Die Günderröde* und *Anette* von Droste-Hülshoffs Gedichte zeigen eine Art alternative Lösungen in den Zeiten der romantischen Kritik. Bei Arnim wird die Authentizität, die Frauenliebe als Fiktion geschildert oder heterosexualisiert. Hier befindet sich das Zitat aus dem Brief Lisette Mettings Brief an Karoline von Günderröde, das auch zugleich zum Titel von Steideles Buch wurde: „[...] als wenn Du mein Geliebter wärest“ (S. 260).

Droste-Hülshoffs Frauenliebekonzeption baut auf Diskretion. Steidele verwendet bei den Analysen ihrer Gedichte Begriffe wie geschlechtliche Unbestimmtheit, Camouflage. Ihre Darstellungsweisen schicken auch Lösungen der Zukunft voraus, indem bei ihr auch die Pathologisierung der Frauenliebe zu beobachten ist (S. 322-338). Hier ist auch zu bemerken, dass bis Steidele die Forschung die Bedeutung der Frauenfreundschaften für Droste-Hülshoff nivelliert, verdrängt hat.

Beide Autorinnen, sowohl Arnim als auch Droste-Hülshoff, zeigen mit ihren Werken, wie sehr sich der Status der Lesben seit der Blütezeit der Aufklärung verändert hat.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Steidele in vieler Hinsicht ein überaus anregendes Werk geschaffen hat. Sie hat bewiesen, dass von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl in der Literatur wie auch in der Gesellschaft die Frauenliebe eine wichtige Rolle spielte. Dies hängt vor allem mit der Aufklärung und deren Bestrebungen in Bezug auf die Emanzipation zusammen. Die Perspektive der von ihr betriebenen Forschung ermöglichte auch, vergessene Romane in einem neuen Licht erscheinen zu lassen, ihnen erneut zu Bedeutung zu verhelfen. Steideles Forschungsergebnisse zeigen eindeutig, dass die Frauenliebe ebenso eine bedeutende Literatur hatte wie die Männerliebe (dazu vgl. Paul Derks oben zitierte Studie). Steidele wies auch mehrmals darauf hin, dass die Männer die Frauenliebe und -freundschaften

ziemlich herablassend sogar negierend, verdrängend behandelten. Diese Tatsache beleuchtete zugleich auch die damals stark herrschenden Differenzen zwischen den Geschlechtern. Steideles Analysen legten auch darüber Zeugnis ab, dass es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ziemlich liberale, aufgeschlossene Stimmung gegenüber der gleichgeschlechtlichen Liebe herrschte, die gegen Ende des Jahrhun-

derts in ihr Gegenteil gewendet wurde. Steideles Studie halte ich auch deshalb für wichtig, weil sie die Zeit des sog. Epochenumbruchs um 1800 aus einer völlig neuen bzw. bisher vernachlässigten Perspektive vorgestellt hat. Dies ist die Perspektive der Frauenliteratur, die sich mit dem Problem der Frauenliebe auseinandergesetzt hat.

Mónika Csereznyák (Szombathely)

Sziráky, Anna: Éros Lógos Musiké. Gottfrieds ‚Tristan‘ oder eine utopische renovatio der Dichtersprache und der Welt aus dem Geiste der Minne und Musik? Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2003 (Wiener Arbeiten zur Germanischen Altertumskunde und Philologie 38). 545 S.

Gottfrieds ausgeprägtes Sprachbewusstsein hat die Forschung immer wieder beschäftigt und die unterschiedlichsten Ansätze hervorgerufen, die sich aber alle mit der „Durchrhetorisiertheit“ des Gottfried’schen Textes konfrontieren mussten. Das Interesse blieb in vielen Fällen unter einer „atomistischen“ Betrachtungsweise bei der Behandlung von Teilaspekten wie bei der bloßen Identifizierung von Topoi in Textausschnitten oder bei der Aufstellung von rhetorischen Strategien haften – welche Arbeiten an und für sich und in Hinsicht auf spätere (summierende) Fragestellungen freilich Wertvolles geleistet haben. Sziráky’s Studie fügt sich mit ihren Überlegungen und Schwerpunktsetzungen in die Forschungsrichtung ein, die mit Nagels Worten vor allem nach einem „gestal-

terischen Gesamtimpuls des Dichters“, der „in einem lebendigen Miteinander ein Ganzes“ ausmacht, (Bert Nagel: Staufische Klassik. Deutsche Dichtung um 1200. Heidelberg 1977, S. 606) fragt.

In den Prolegomena der Dissertation von Sziráky wird die Problematik – „welche Beziehung zwischen Werden und Einheit in der Gottfriedschen Textdynamik [besteht]“ bzw. „welche Beziehung zwischen *wort* und *sin* in der Gottfriedschen Aussage [besteht]“ – mit einem anschaulichen Beispiel aus dem Tristan-Prolog [„ir liebez leben, ir leiden tot / ir lieben tot, ir leidez leben“] umrissen (S. 13f.) und in Verbindung damit wird der Arbeitsansatz zur Erläuterung des Gottfried’schen *Logos*-Problems, „des Problems von Erkenntnisakt und Weltbild“ (S. 15) formuliert,

wobei Sziráky von der These ausgeht, dass Minne, Sprache und Musik in Gottfrieds Werk „sich symbiotisch-dialektisch gegenseitig bestimmen.“ In der – ebenfalls in den Prolegomena angelegten – hauptsächlich chronologisch angeordneten Forschungsübersicht werden die Abhandlungen über die Gottfried'sche Sprachforschung bis 1992 (auch anderwärtige Abhandlungen in der ganzen Studie – mit Ausnahme der „noch nicht veröffentlichten Arbeiten“ – bis 1997) von Sziráky kritisch gesichtet und gewürdigt. Desweiteren wird auf die für ihr Thema relevanten Problemfälle der bisherigen Hauptrichtungen der Tristan-Sprachforschung – so der auf der Ambiguitätstheorie beruhenden, der nominalistischen sowie der formalistischen – hingewiesen und einige für die Ausarbeitung ihres Themas folgenreiche Aspekte gleich erwogen. Um „das Zusammen-sein und -wirken“ der oben genannten Triade Minne – Sprache – Musik zu erschließen und darzustellen, gliedert Sziráky ihr Buch in drei Teile, in denen sie die Beziehungen zwischen Sprache und Minne (Teil I), Sprache und Musik (Teil II) und schließlich zwischen Musik und Minne (Teil III) untersucht, wobei das Kapitel über das Verhältnis zwischen Sprache und Minne den umfangreichsten (S. 31-365) und wesentlichsten Teil der Arbeit ausmacht und das hier Eruierte auf die weiteren Kapitel ergänzend übertragen resp. in sie integriert behandelt wird.

Als Ausgangspunkt im ersten Teil des Buches dient Sziráky der Prolog – als „ein offener Begleitbrief auf dem Wege der ‚minnenden‘ Tristan-

Rezeption“ –, den sie unter dem Aspekt „Denken und Sprechen bei Gottfried“ einerseits nach sprachtheoretischem bzw. sprachphilosophischem Ansatz, andererseits nach rhetorischem Ansatz bearbeitet.

Der Akzent wird zunächst auf die Untersuchung der grundlegenden Termini im Prolog (*gedenken, sin, lesen, minne*), auf die der Dreiecksbeziehung *Erzählen/Rezipieren – Gedenken – minnen* gelegt, wodurch das Dreiecksverhältnis Dichter – Rezipient – Werk erläutert resp. die Rolle des Erzählers bzw. die des Rezipienten herausgestellt werden. Zur Erschließung des in der Tristan-Forschung als ‚Ambivalenz der Gottfriedschen Sprache‘ bezeichneten Mehrdeutigseins wird das augustinische Sprachdenken herangezogen, und unter dem Bezugspunkt der Zeichenhaftigkeit der Sprache bzw. der Beziehung zwischen dem epischen *res*-Zeichen und dem *Metaphorischen* (als Zeichen für die Tristanminne) werden „die Dynamik und der Werdegang“ (S. 73) von zwei (ausgewählten) *res*-Zeichen, nämlich von dem *Schachspiel* und von der *Ärztin* (bzw. der *remedia amoris*) aus dem *Tristan* durch Sziráky exemplarisch nachgezeichnet. Bei den Überlegungen zu den von Augustinus differenzierten *res-signum*-Beziehungen in Hinblick auf Gottfried werden die zwischen Zeichen und Zeichen sich entwickelnde Dynamik anhand einiger Bildermotive (Licht, Weg, Vogeljagd mit der Leimrute sowie *locus amoenus*) verdeutlicht und die aufeinander verweisenden Metaphernstränge in ihren wichtigsten Schnittpunkten (v.a. Minne

und Dichtkunst) dargelegt, sowie die unmittelbare Beziehung zwischen den Dingen anhand der Jagdszene über die kunstgerechte Zerlegung des Hirsches thematisiert und auf die Sprachkonzeption von Gottfried hingewiesen. Die Resultate der Überlegungen über das Wort als Zeichen und über die Wechselbeziehung zwischen Sprechen und Denken bzw. über die Dialektik zwischen *vox* und *verbum* werden an der Minnegrottenallegorese und der Literaturschau – also an den Stellen, wo Zeichen in einer „Zwischen-dimension, zwischen Wort und Ding“ (S. 140) dargestellt werden – erprobt; das Verhältnis zwischen Epos und Exkurs bzw. zwischen Erzähler und Rezipienten sowie ihre Beziehung zur Sprache erläutert. Letzteres wird mit Ausführungen über die *renovatio* der Sprache bzw. über die *restitutio* der Minne bei Gottfried abgerundet. Sziráky – ihr früher formuliertes Grundprinzip verfolgend, d.h. das Gesamtbild von Gottfrieds Sprache auszuarbeiten – operiert mit den ihres Erachtens vier wichtigsten rhetorischen Figuren als Denkperspektiven (*figura etymologica*, Chiasmus, Antithese und Oxymoron, Vergleich und Metapher), die zudem durch ihre „Interaktionen“ zur Eruierung wesentlicher Aspekte der Gottfried'schen Beziehung zwischen Sprache und Minne einen Beitrag leisten. Die Untersuchung der Literaturschau am Ende des ersten Teils dient mit der Präzisierung der früheren Fragestellungen über den Prolog und der Miteinbeziehung der diesbezüglich erzielten Ergebnisse als eine Art Zusammenfassung zur Überleitung ins

nächste Hauptkapitel (Teil II), indem außer den Elementen der Gottfried'schen Dicht- und Sprachkunst auch Komponenten seiner Musikkunst – unter Berücksichtigung einiger (für das Gottfried'sche) relevanter Elemente der Orpheus-Tradition des Mittelalters – aufgegriffen und behandelt werden.

Durch die Skizzierung der Tristan-Forschung in Hinsicht auf die Musik werden zunächst manche Unzulänglichkeiten (bes. S. 370) zur Sprache gebracht und zugleich werden Aspekte eines neuen Ansatzes erörtert, d.h. mittels der Erforschung der *theoria* der mittelalterlichen Musikspekulation „gemäss [sic] der Musik über *Tristan* [zu] reflektieren“ (S. 373). Sziráky sucht das anvisierte Ziel durch die Darlegung der Musikkonzeption und ihrer Gesetze in der mittelalterlichen musiktheoretischen Literatur und unter Einbeziehung von deren Bezügen in den redenden Künsten (Verknüpftheit u.a. von *theoria* und Dichtung, Musik und Philosophie, Musik und Grammatik, *theoria* und *numerus*, bzw. Musikspekulation in Grammatik, Rhetorik und Poetik) zu erreichen. Durch das hier Gezeigte wird dann das musikgemäße Denken Gottfrieds als organisierendes Prinzip des *Tristans* mit der Anführung von Beispielen nachgewiesen.

Im abschließenden dritten Teil wird die Wechselbeziehung zwischen Minne und Musik im Medium der Gottfried'schen Sprach- und Dichtkunst – in Auseinandersetzung mit den die Musik betreffenden, aufgeworfenen bzw. debattierten Fragen in der bisherigen Tristan-Forschung – durch die Ver-

wendung der in den früheren Kapiteln erarbeiteten Ergebnisse aus dem Sprach- und Musiktheoretischen erschlossen. Dabei wird auch der Fragenkomplex auf die Beziehung Erzähler-Held-Publikum ausgeweitet beleuchtet sowie der *huote*-Exkurs als „ein utopischer Entwurf aus dem Geiste der Weltharmonie stiftenden Minne“ expliziert.

Die Fragestellung im Titel der Abhandlung impliziert bereits, dass die Möglichkeit eines neuen Ansatzes zur Behandlung einer alten Problematik in der Tristan-Forschung hervorgebracht

wird, nämlich ein neuer Lese-Ansatz, durch den die Beziehung zwischen Minne, Sprache und Musik von neuen Aspekten her reflektiert und ausgedeutet wird, was der Tristan-Forschung in der Zukunft sicherlich neue Impulse zu verleihen vermag. Sziráky's Studie ist daher lesenswert, nur die zahlreichen Tippfehler und manche Unstimmigkeiten vor allem durch die gemischte Anwendung der alten und neuen Rechtschreibung mindern den Lesegenuss.

Tünde Radek (Budapest)

Thomas, Alexander; Kinast, Eva-Ulrike; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Bd. 1: Grundlagen und Praxisfelder. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003. 463 S. mit 23 Abbildungen und 14 Tabellen.

Thomas, Alexander; Kammhuber, Stefan; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Bd. 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003. 399 S. mit 7 Abbildungen und 6 Tabellen.

Infolge von zunehmender Internationalisierung und politischer, wirtschaftlicher sowie kultureller Globalisierung entstehen in Europa und weltweit neue Qualitäten der Begegnung von kultur-differenten Werten, Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata. Solche kulturellen Fremderfahrungen gehören also in wachsendem Maße zum Alltag des Zusammenlebens und -arbeitens. Sie manifestieren sich u.a. in speziellen Handlungs- und Kommunika-

tionsformen. Diese „Internationalisierung“ der Welt verlangt nicht nur, vom „Fremden“ zu reden, sondern auch mit „Anderem“ und „Fremdem“ zusammenzuarbeiten. Das erfordert von den Beteiligten eine leistungsfähige Schlüsselqualifikation „interkulturelle Handlungskompetenz“: Man muss kreativ verstehen, wie man mit kulturellen Differenzen so umgehen kann, dass sie die gemeinsame Zielsetzung nicht blockieren, sondern fördern. In

diesem Zusammenhang müssen sich insbesondere die (mehr oder minder) auslandsphilologisch orientierten „Germanistiken“ als Teil einer interkulturellen Kommunikation im weitesten Sinne definieren; Interkulturalität – und speziell z.B. interkulturelles Lernen – werden darum zu ihren Grundaufgaben.

Das von Alexander Thomas (Professor für Sozialpsychologie und Organisationspsychologie an der Universität Regensburg), Stefan Kammhuber (promovierter Psychologe, Berater und Trainer für interkulturelle Personalentwicklung, Organisationskommunikation und Rhetorik), Eva-Ulrike Kinast (promovierte Psychologin, HR-Managementberaterin und Coach) und Sylvia Schroll-Machl (promovierte Psychologin, Trainerin und Coach) herausgegebene Opus bietet eine Fundgrube relevanter und aktueller Informationen aus dem Bereich der erörterten Disziplinen. Das behandelte zentrale Wissensgebiet „interkulturelle Kommunikation und Kooperation“ wird zunächst allgemein-einführend, dann in seinen konstitutiven Teilaspekten von mehreren Autoren präsentiert, womit ein grundlegender Einblick in das gegenwärtig zunehmend bedeutsame Forschungsfeld entsteht. Das zweibändige Handbuch soll zum einen Anregungen geben, um das Potenzial aus den kulturellen Orientierungssystemen der beteiligten Partner kreativ zu nutzen, zum anderen soll es das dazu notwendige grundlagentheoretische und methodische Wissen vermitteln.

29 Autoren aus verschiedenen

Ländern erläutern zumeist wissenschaftlich fundiert, jedoch stets praxisorientiert wichtige Fragehorizonte, Leitbegriffe, Konzepte und Verstehensprobleme interkultureller Kommunikation und vor allem interkultureller Kooperation sowie (wenn auch nicht in allen Fällen verlässlich und umfassend genug) den derzeitigen Erkenntnisstand der Forschung, stellen kulturspezifische Informationen zu ausgewählten Kulturregionen anhand authentischer Fallbeispiele dar, aus denen jeweils länderspezifische Kulturstandards und kulturhistorische Hintergründe deutlich werden. Somit bietet das Werk zugleich Hilfsmittel zur eigenständigen Problemanalyse und Problembearbeitung an. Die Autoren diskutieren Methoden der Diagnose, des Trainings und der Evaluation von Handlungskompetenz und erörtern zentrale Aufgaben interkultureller Betätigungen. So werden im Einzelnen Ergebnisse der Kulturstandardforschung (A. Thomas) in verschiedenen Weltregionen – mit den einschlägigen Kulturdimensionen und den zutage tretenden und Kulturunterschieden – geboten. Im Themenblock I leiten einführende Überlegungen zu den Möglichkeiten und Grenzen der Kulturstandardmethode (die davon ausgeht, dass Kulturstandards – als zentrale Merkmale kulturell typischer Orientierungssysteme – das Wahrnehmen, Denken, Empfinden und Handeln von Personen bestimmen) zu einer informativen Auseinandersetzung mit nationalkulturellen Besonderheiten in europäischen, amerikanischen, asiatischen und afrikanischen Ländern über. Dabei geht es – unter Rückgriff auf die

Befunde empirischer Forschungsarbeiten der jeweiligen Autoren – weniger um eine simple Vermittlung landeskundlicher Auskünfte, vielmehr um eine explorative Erschließung kulturtypischer Merkmale (und Unterschiede zu deutschen Verhaltensgewohnheiten), die für eine differenzierte und erfolgreiche interkulturelle Kommunikation und Kooperation notwendig erscheinen.

Aufgrund dieses Basiswissens wird der Leser im Themenblock II unter dem Punkt „Praxisfelder“ umfassend in zahlreiche berufsfeldspezifische Bereiche eingeführt. So kann man sich mit Gewinn u.a. der „Interkulturellen Personalentwicklung in internationalen Unternehmen“ (*E.-U. Kinast* und *A. Thomas*), der „Interkulturellen Rhetorik“ (*St. Kammlhuber*), der „Interkulturellen Verhandlungsführung“ (*St. Kammlhuber*), dem „Interkulturellen Führen und Managen“ (*S. Stumpf*) bis hin zur Themenstellung „Frauen im internationalen Management“ (*J. C. Fischlmayr* und *S. Schroll-Machl*) widmen und sich somit gleichsam über die gesamte Palette der momentan aktuellen Schwerpunkte informieren. Besonderes Augenmerk sollte den Ausführungen von *E.-U. Kinast* und *S. Schroll-Machl* über ein strategisches Gesamtkonzept für den Realitätsbereich ‚interkulturelles Handeln‘ (insbesondere in Unternehmen) gelten, der den ersten Band synthetisierend und oben- und unten sehr treffend abrundet.

Ergänzend, aufbauend und weiterführend zum Band I widmet sich Band 2 einzelnen Ländern und Kulturen und gibt einen Überblick über interkulturelle

Problemstellungen und Anforderungen in den unterschiedlichsten Berufsfeldern, in denen Internationalität eine Rolle spielt und interkulturelle Kompetenz gefragt und gefordert ist. So nimmt er sich vor, unter dem Titel „Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit“ Wissen und Erkenntnisse über kulturbedingte Verhaltensunterschiede bei Menschen verschiedener Herkunft zu vertiefen. Nach der Methode des (im ersten Band bereits ausführlich vorgestellten) „Kulturstandards“ von *A. Thomas* werden zunächst 15 Länder, unter ihnen Tschechien, Russland, China und die USA (Ungarn leider nicht), mit ihren zentralen kulturgeprägten Merkmalen und Verhaltensausrägungen dargestellt. Damit präsentieren die Autoren eine umfassende Wissens- und Informationssammlung für eine Beschäftigung mit diesen Kulturen bzw. für ein eventuelles Arbeiten mit Menschen aus den verschiedensten Kulturkreisen. Anschließend erfolgt eine Behandlung möglicher Praxisbereiche mit Blick auf eine interkulturelle Berufstätigkeit, welche von internationalen Militäreinsätzen (*St. Kammlhuber/G. Laves*) über interkulturelle Dimensionen in psychosozialer und medizinischer Praxis (*R. Salman/Th. Hegemann*) bis hin zum Thema der Multikulturalität in Schulen (*U. Wagner/R. van Dick/O. Christ*) reicht. In einem deduktiven Ansatz werden zunächst die Grundlagen interkultureller Handlungsfähigkeit beschrieben, um dann in einem zweiten und dritten Schritt detail- und wirklichkeitsnah darzustellen, was der Praktiker mit eben diesen Wissensbeständen

anfangen kann. Gleichwohl kann sich der Rezensent bei manchen Ausführungen der Länderbeschreibungen kaum des Eindrucks von gewissen didaktischen Pauschalierungen und Simplifizierungen erwehren.

Mit dem geradezu als Wegweiser für Praktiker konzipierten Handbuch ist es den Herausgebern mit dem versammelten Expertenwissen gelungen, im Grunde relevantes und zeitgemäßes theoretisches Know-how in harmonischer Symbiose mit praktikablen Einsichten, Hinweisen und Tipps (vornehmlich aus dem Unternehmens- und Trainingsalltag) zu versehen. Der speziell germanistische Ertrag des Bandes scheint allerdings recht bescheiden zu sein: Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass z.B. Alois Wierlacher,¹ Nestor der interkulturellen Germanistik (literaturwissenschaftlicher Prägung) und namhafter Erforscher von Interkulturalität, auf den insgesamt nahezu 900 Seiten nicht vorkommt. Ferner wäre kritisch zu vermerken, dass im Titel von „Interkultureller Kommunikation“ die Rede ist, während im Buchinhalt zur Kommunikation recht wenig (und zur Linguistik so gut wie überhaupt nichts)² gesagt wird; der einzige potenziell einschlä-

gige Beitrag „Interkulturelle Wahrnehmung, Kommunikation und Kooperation“ von A. Thomas ist auch weitgehend psychologisch orientiert, geht folglich auf linguistische Aspekte kaum ein und enthält gar keine linguistische Forschungsliteratur.

Der Gesamteindruck ist, dass es sich mit dem besprochenen Werk gleichsam um eine Art Gesamtschau der verschiedenen theoretisch-methodischen Facetten und Anwendungsbereiche der Kulturstandardforschung aus der Schule von Alexander Thomas handelt. So gesehen, wäre eigentlich ein Titel wie „Psychologie interkulturellen Handelns“ angebracht gewesen. Alles in allem stellt das Konvolut jedoch eine aspektreiche und daher lesenswerte multi- bzw. interdisziplinäre Forschungs- und Praxisdokumentation dar, das gewiss zu einer grundlegenden Lektüre für Wissenschaftler, Studenten, Lehrer, Fach- und Führungskräfte in Kultur, Politik, Diplomatie, Verwaltung sowie Wirtschaft und für andere, an unterschiedlichen, jedoch vor allem an psychologischen Fragen der interkulturellen Kommunikation und Kooperation interessierte Benutzer wird.

Csaba Földes (Veszprém)

¹ Siehe Wierlacher, Alois; Bogner, Andrea (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler Verlag, 2003.

² Vgl. Földes, Csaba: Interkulturelle Linguistik: Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata. Veszprém: Universitätsverl., Wien: Ed. Praesens, 2003 (Studia Germanica Universitatis Veszprimiensis; Suppl.; 1).

Tóth, József (Hg.): Quo vadis Wortfeldforschung? Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004 (Sprache. System und Tätigkeit 49). 228 S.

Es ist keine Frage, dass das Wortfeld seit der bahnbrechenden Arbeit von Trier (1931) eines der zentralen Themen der linguistischen Semantik darstellt. Die zahlreichen Publikationen zur Wortfeldtheorie zeugen aber auch von einer fast unüberschaubaren Diversität der verschiedenen Ansätze und Methoden, was die Berechtigung der im Titel gestellten Frage begründet. Nach einer Ruheperiode seit Lutzeiers (1981) umfassendem Wortfeldkonzept scheint die Wortfeldtheorie in der heutigen Forschung neue Impulse zu erhalten und wieder in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken, sodass die Frage des Verfassers auch höchst aktuell ist. Es ist an der Zeit, eine Bilanz über den bisherigen Weg der Wortfeldforschung zu ziehen und systematisch ihre Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen. In den elf Beiträgen des Sammelbandes wird aus verschiedenen Perspektiven der eingangs gestellten Frage nachgegangen, wodurch der Leser einen Überblick über das weite Feld der Wortfeldforschung erhält und zum Weiterdenken angeregt wird.

Die ersten zwei Beiträge (von *Tóth* und *Hundsnurscher*) befassen sich mit der Entwicklungsgeschichte des Wortfeld-Konzeptes und leiten den Band mit der Skizzierung eines wissenschaftsgeschichtlichen Rahmens ein.

*Tóth*s Rückblick auf die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Wortfeldbegriffs (S. 8-22) bemüht sich um eine sehr detailgenaue Dar-

stellung der Theorieentwicklung von den Anfängen (Goethe und Humboldt) bis zum 20. Jahrhundert, jedoch ohne Kommentar. Die tabellarische Auflistung wichtiger Arbeiten der Wortfeldforschung nach dem Periodisierungsvorschlag des Verfassers bietet aber eine gute Orientierungshilfe in der umfangreichen Literatur, auch wenn sie auf den ersten Blick sich in Einzelheiten zu verlieren scheint.

In seinem Beitrag „Wandlungen des Wortfeld-Konzeptes“ wählt *Hundsnurscher* (S. 23-36) bestimmte Anhaltspunkte, um die Geschichte des Wortfeldbegriffs interpretativ darzustellen. Nach einer Beschreibung der Grundidee des Wortfeldes von Trier werden ihre Rezeption und die sich daraus ergebenden Modifikationen diskutiert und im Lichte der verschiedenen semantischen Strömungen und sprachwissenschaftlichen Paradigmen interpretiert. Was die Frage nach der Zukunft der Wortfeldforschung betrifft, misst *Hundsnurscher* dem Lösungspotential von analytisch-pragmatischen Sprachkonzepten, also einer kommunikativ fundierten Beschreibung, große Bedeutung zu. Wie das methodisch durchzuführen ist und welche Modifikationen des traditionellen Wortfeldbegriffs dabei nötig sind, bleibt aber ungeklärt.

Die von *Weber* (S. 37-56) aufgeworfene Frage „Wo gibt es Wortfelder?“ zielt auf die Diskrepanz und Interaktion zwischen variablen Wortfeldern in ihrer sozialen und psychischen Realität bei

den Sprechern und den auf der Tradition der aristotelischen Begriffslogik basierenden strukturierten Feldern der Wissenschaft ab. Auf dieser Grundlage versucht er mögliche Leistungen der Wortfelder herauszuarbeiten und den Status der analytischen Beschreibungen zu bestimmen.

Die nächsten zwei Beiträge sind gute Beispiele dafür, wie unterschiedlich ein Wortfeld, nämlich das der Kommunikation, beschrieben werden kann. *Harras/Proost* (S. 57-79) erarbeiten ein einzelsprachunabhängiges konzeptuelles Ordnungssystem für die Etablierung von Paradigmen kommunikativer Verben und idiomatischer Ausdrücke. Sie zeigen sehr überzeugend, dass nicht nur die intraparadigmatische semantische Struktur für die Konstituierung lexikalischer Felder Ausschlag gebend ist, sondern dass auch interparadigmatische semantische Relationen untersucht werden müssen, um auch die Makrostruktur des Lexikalisierungsbestandes eines Konzeptes beschreiben zu können. Mit der Wahl eines Konzeptes als Grundlage für die Analyse gehen viel versprechende methodische Neuerungen einher, die im Kontext der Wortfeldforschung näher untersucht und auch an anderem Material erprobt werden müssen.

Pabst (S. 80-96) nimmt sich vor, ausschließlich verbale Phraseologismen des Feldes der Kommunikation in 21 österreichischen Romanen des 20. Jahrhunderts mit Hilfe des Bühler'schen Organonmodells zu beschreiben. Ihre Analyse bleibt jedoch ziemlich intuitiv und fordert wegen spezieller semantischer Verhältnisse das Überdenken und

Neudefinieren des Wortfeldbegriffs, wenn man auch Phraseologismen in der Wortfeldstruktur berücksichtigen will.

Besonders hervorgehoben werden muss der Beitrag von *Konerding* (S. 97-126), in dem methodologisch fundierte Vorschläge für die Entwicklung der traditionellen Wortfeldforschung gemacht werden. Mit der Berücksichtigung und kritischen Behandlung der Ergebnisse der bisherigen Forschung gelingt es Konerding, relevante Fragen zu erarbeiten, die als Grundlage für seine Ausführungen fungieren und gleichzeitig die Kontinuität innerhalb der Wortfeldforschung gewährleisten. Zur Präzisierung des strukturalistischen Wortfeldbegriffs schlägt er die Einbettung des Konzeptes in die Diskurspragmatik und die kognitive Linguistik vor und unterstützt seine These konsequent mit geeigneten Beispielen.

Aus fremdsprachendidaktischer Sicht plädiert *Sommerfeldt* (S. 127-140) für eine kommunikative Auffassung der Wortfelder und setzt sich zum Ziel, die für eine Textsorte typische Lexik herauszuarbeiten und damit die Textsorte lehrbar zu machen. Am Beispiel von Polizeiberichten stellt er eine auf kognitiver Grundlage (Frame/Geschehenstyp) basierende Methode vor, mit der ein für die Praxis relevantes Wortfeld erstellt und beschrieben werden kann. Die Textsortengebundenheit setzt aber zugleich Grenzen für das Erklärungspotential der hier vorgestellten Auffassung, was nicht außer Acht gelassen werden darf.

Einen zweiten Höhepunkt des Sammelbandes stellt der Beitrag von *Brdar/Brdar-Szabó* (S. 141-163) dar.

Sie gehen der Frage nach, mit welchen Strategien durch die Methode des Sprachvergleichs lokalisierte lexikalische Lücken in einem Teilbereich des Wortfeldes der *verba dicendi* geschlossen werden können. Diese vor allem aus kognitiver Sicht interessante Fragestellung lässt eine Reihe weiterer, für die Wortfeldforschung relevanter Fragen aufkommen, zu deren Beantwortung das Autorenpaar die systematische Einbeziehung der Kognitiven Grammatik von Langacker („construal“ Konzept) vorschlägt. Ihre an deutschen, englischen, kroatischen und ungarischen Beispielen durchgeführte Untersuchung der prädikativen Metonymie zur Schließung der lexikalischen Lücken liefert überzeugende Ergebnisse.

Dupuy-Engelhardt (S. 164-188) stellt ihre 1987 im Zeichen der Coseriu'schen Lexematik durchgeführte Wortfelduntersuchung vor. Aus heutiger Sicht beachtenswert sind ihre Modifizierungsvorschläge, da sie in konzeptuellen bzw. kommunikativen Wortfeldkonzepten in etwas anderer Gestalt wiederkehren und dort auch ihre theoretische Fundierung erhalten.

Tóth (S. 189-204) präsentiert in seinem zweiten Beitrag die Ergebnisse seiner kontrastiven Untersuchung deutscher und ungarischer Geschehensverben. Das methodische Vorgehen basiert auf der Sem-Analyse mit Einbeziehung der Valenz der einzelnen Verben. Es wird nicht geklärt, auf

welche Wortfelddefinition der Verfasser Bezug nimmt und es fehlt – gerade wegen der oben zum Vorschein gekommenen Methodenvielfalt – eine stichhaltige Begründung der hier gewählten Methode.

Ebenfalls kontrastiv untersucht *Csiky* (S. 205-226) das verbale Wortfeld von *Wachsen*, das seiner Meinung nach einen prototypischen Aufbau aufweist. Die festgestellten interlingualen Asymmetrien führt er auf die unterschiedliche Beschaffenheit der semantischen Zentren in den zwei untersuchten Sprachen zurück und kombiniert bei der Analyse die Merkmalsemantik mit Erkenntnissen der Prototypentheorie, wobei noch weitere Präzisierungen der Methode notwendig wären.

Die hier gebotenen Antworten auf die Frage nach der Zukunft der Wortfeldtheorie sind sehr unterschiedlich ausgefallen, was auch zu erwarten war. Das größte Verdienst des Sammelbandes ist, dass er mit der Darstellung der verschiedenen nebeneinander bestehenden Standpunkte und Vorschläge renommierter Wortfeldforscher und Nachwuchswissenschaftler eine Grundlage für eine Diskussion vorlegt, deren Weiterführen in größeren Kreisen unentbehrlich für die Entwicklung der Theorie wäre. Es ist zu hoffen, dass der Sammelband dieses Ziel tatsächlich erreicht.

András Komáromy (Budapest)

Turk, Horst: Philologische Grenzgänge. Zum Cultural Turn in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2003. 520 S.

Die inter- und transdisziplinär ausgeprägten kulturwissenschaftlichen Debatten der letzten Jahre haben einen bis in die Kultur- und Hochschulpolitik reichenden Argumentationsraum geschaffen, in Bezug auf den sich wissenschaftliche Disziplinen und kulturbezogene Praxen, ob ablehnend oder zustimmend, immer dringender zu positionieren haben. Auch sind die genannten Debatten inzwischen in eine Phase eingetreten, in der es gilt, auf die ersten Grundsatzdiskussionen eine ruhigere (Wieder-)Bearbeitung desselben Gegenstandes folgen zu lassen, was bis jetzt als Gegenstand ausdifferenzierter wissenschaftlicher Disziplinen entworfen und untersucht wurde. Horst Turks Buch stellt, diesem Anspruch verpflichtet, einen materialienreichen interpretatorischen Versuch dar, die Kultur- und Literaturgeschichte der Moderne seit 1800 von der gegenwärtigen Entwicklungslage aus neu zu verstehen. Für die argumentative Qualität der Monographie spricht dabei, dass der Autor der kulturwissenschaftlichen Bewusstseinslage entsprechend auch nicht versäumt, beruhigenden wie enttäuschenden Vereinfachungen, Binarisierungen und Entweder-Oder-Alternativen mit einem auf die Komplexität gerichteten Augenmerk – stellenweise auch den Leser herausfordernd – zuvorzukommen.

Auf die viel diskutierte und kulturwissenschaftlichen Ansätzen gegenüber immer wieder gestellte Frage, ob man mit dem kulturologischen

Denkrahmen nicht allzu weit weg vom Anspruch jeglichen sozialhistorischen Wirklichkeitsbezugs bzw. zu nahe an fiktionalistische bzw. ästhetisierende Postulate rückt, wird gleich im Vorwort im Sinn eines Weder-Noch festgehalten, dass man die Kompetenzen der literarischen, im weiteren Sinn ästhetischen Praxis („mimetische Darstellung“, „Repräsentation“, „ästhetische Distanzierung“, S. 8), sinnvoll nur in ‚wirklichen‘ Zusammenhängen, als eine ebenso ernst zu nehmende wie alltägliche Art der Distanzierung von bzw. der Identifikation mit der ‚Welt‘ betrachten kann, die sich in Konkurrenz zu anderen Praktiken der Wirklichkeitsmodellierung befindet bzw. behauptet. Die „philologische Paradigmatisierung“ (S. 9), der das vorliegende Buch vorwiegend gewidmet ist, wird nicht durch irgendeine Sonderstellung von Kunst und Literatur ermöglicht, sondern durch die im Wechselspiel von „Depotenzierung“ und „Potenzialisierung“ (S. 11), „Post- und Präfiguration“ (S. 10) erfolgende Mitgestaltung von Vorgegebenem. Ihre Schlüsselbegriffe werden im zweiten Kapitel des Buches („Konzepte“) auf Grund einer Diskussion der Metapher des „kulturellen Textes“ und ihrer Auslegung im Sinne der „Poetik der Kultur“ entwickelt. Auf dem „Feld der [...] Paradigmatisierung“, auf dem für die Gesellschaft konstitutive „Modelle“ jeglicher Art „ausgehandelt“ (S. 145) werden, macht es keinen Sinn, sich ohne Binnendifferenzierung auf den Gegensatz von „vorfinden“ und

„erfinden“ (S. 151) festzulegen. Sinnvoll und konstitutiv ist vielmehr – sowohl in gesellschaftspolitischer, als auch in gesellschaftsgeschichtlicher Hinsicht – der Vielfalt konstitutiver Praktiken und Strategien der Wirklichkeitsmodellierung nachzugehen. Rhetorisch-historiographisch, ethnographisch und kultursoziologisch nennt und behandelt Turk die Kategorien des „*emplotment*“ (Implementierung mit Handlungsmustern), des „*enactment*“ (Implementierung mit Performanzen) und des „*commitment*“ (Implementierung mit Diskursanschlüssen, S. 138). An deren Unterschieden kann man gut ablesen, dass die Verabschiedung des wahrheitstheoretischen Dilemmas keinen differenzlosen Raum hinterlässt. Im Rahmen der Paradigmatisierung durch „Selbsterzählungen“, „Selbstinszenierungen“, „Selbstbeschreibungen“ und „Selbstreflexionen“ (S. 145) der Gesellschaft lassen sich – Vorgängermodelle depotenzierend oder potenzialisierend – Handlungen, Ereignisse, Szenarien und Diskurse als mitgestaltende Faktorenhistorisch-singulärer Konstellationen ausmachen. Entsprechend diesem kulturpoetologischen Ansatz kann man auch von der „Kultur als Text“ zum „kulturellen Text“ übergehen, der „buchstäblich“, „metaphorisch“ und „metatextuell“ (S. 156) zu nehmen ist, je nachdem auf welcher Ebene Phänomenbereiche ins Spiel gebracht bzw. beschrieben werden.

Dadurch ist nicht nur ein Problem (die Frage nach dem heuristischen Wert der Leitmetapher kulturwissenschaftlicher Diskussionen) aus dem Weg geräumt sowie der Literatur und Kunst

ein solides Recht zur Mitwirkung an der Gesellschaft zugesprochen, sondern auch der Komplexitätsreduktion vorgebeugt worden. Nun kann sich der Autor Fällen widmen, die gerade in ihrer Singularität paradigmatisch genannt werden können. Die einzelnen Kapitel des Buches tragen diese theoretischen Prämissen auch mit entsprechend provokativer Kraft zur Schau, indem sie unter anderem in Diskurse (etwa über die deutschsprachige Philosophie, Wissenschafts-, Politik-, und Sozialgeschichte) ‚eingreifen‘, in denen eine derartige Grenzüberschreitung – es handelt sich wohlgerne um deutschsprachige Diskurse! – nicht selbstverständlich ist. Umso mehr hängt das Glücken des Vorhabens davon ab, ob es dem Verfasser gelingt, Philosophen, Soziologen, Politologen und Historiker einerseits, und Philologen andererseits, und zwar *in einem Zug* zu überzeugen, dass ein Lektüreunternehmen wie dieses (da sträuben sich die ersteren) gerade an diesem Material (eine Herausforderung für letztere) Gewinn bringend ist.

Ein gängiges Argument kulturwissenschaftlicher Debatten ist der Hinweis auf die deutsche Verdrängung der europäischen wie der deutschen Ursprünge des Cultural Turn in der Historischen Kulturwissenschaft. Auf diese durchaus begründete historische Kontextualisierung (H. Böhme) geht der Autor in dieser Form nicht näher ein. Statt dessen setzt er im Kapitel „Debattenrahmen“ gleich zu Beginn des Buches mit einer Analyse einschlägiger Positionen an. Er verfolgt, wie in unterschiedlichen – sozialen, ethi-

schen, religiösen, politologischen – Diskursen, beginnend mit den 20er Jahren, Kultur zu einem Problem gemacht und ein Differenzierungspotential entfaltet wird, das möglicherweise auch Lösungen für den Cultural Turn bereitstellt. Zur Grundlage dieser These dient die bei einzelnen Autoren nachgewiesene Erkenntnis, dass die viel beschworene Krise der Kultur lediglich die Möglichkeit bzw. Aktualität von „Entscheidungen“ (S. 56) zwischen „prägende[n]“ kulturellen „Sinn- und Deutungsmuster[n]“ (S. 38) eröffnet. Eine Erkenntnis von dieser Reichweite sei bei Autoren wie Ernst Troeltsch, Hermann Cohen, Max Weber und Gershom Scholem, anders als bei Carl Schmitt, die „Entscheidung“ für einen Kulturbegriff, in dessen Zeichen Diskurse in gerade dem Maße transparent für einander werden, in welchem sie anderweitigen Kulturercheinungen, als den eigens verhandelten, Zugeständnisse machen. Diese problemgeschichtliche Spurensicherung erfolgt durch eine, für das Turk'sche Lektüreverfahren grundsätzlich charakteristische Inszenierung teils nachweislich geführter, teils nicht geführter Debatten der Autoren, in deren Rahmen der Verfasser seine „Grenzgänge“ in Form transtextueller *close readings* positioniert.

Das für das ganze Buch zentrale zweite Kapitel „Konzepte“ verfolgt die für den Cultural Turn paradigmatische Entwicklung kultureller (wie kulturologischer) „Entscheidungen“ bei Gesellschaftstheoretikern des späteren 20. Jahrhunderts weiter und reformuliert sie als Geschichte der „Unterschei-

dungen“. Wie die Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns und Pierre Bourdieus jeweils unterschiedlichen Funktionalisierungen der ästhetischen Sphäre fürs Soziale – als Medium der Selbstbeobachtung (Luhmann) bzw. als relativ autonomes, jedoch soziologisch auszuleuchtendes Feld (Bourdieu) – zeigt, hat Kultur nicht aufgehört ein problematisierbarer Fundus für die Gesellschaftstheorie zu sein. Dies versucht der Autor zu nutzen, indem er die Fragerichtung ändert, und, nicht die Kultur von der Gesellschaft her, sondern die Gesellschaft von der Kultur her angehend, die Weber'sche verstehende Soziologie für einen geeigneten Kandidaten hält, das durch den Zerfall der Metaerzählungen, der politischen Geschichte, schließlich der Sozialgeschichte gegenwärtig freigewordene „Terrain für eine veränderte Referenznahme“ (S. 90) kulturwissenschaftlich in Besitz zu nehmen. Dies erfolgt im Rekurs auf die Weber'sche „Erschließung der Kulturbedeutungen“ (S. 92), welche durch Berücksichtigung der „möglichen Wertbeziehungen“ (S. 88) historischen Individualkonstellationen (getragen auch und gerade durch Kunst und Literatur) gerecht zu werden vermag. In „Weiterführung des Weber'schen Ansatzes“ (S. 91) geht die Kulturkritik (auch als Problem) in die Kritik der Kultur über und eröffnet für die philologische Analyse die Möglichkeit, sich trotz bzw. dank ihrer Entfaltung „möglicher Wertungsstandpunkte“ (S. 87) selbst zu positionieren und zugleich als integraler Bestandteil der Gesellschaft zu fungieren. An dieser Stelle wirkt sich über die Weiter-

führung des soziologischen Debattenrahmens hinaus der Rückgriff auf die rhetorisch-historiographischen (H. White) und ethnographischen Konzepte (C. Geertz) aus: Man ist *in concreto* an der Schwelle von *sinnvollen* Textanalysen auch für die Sozial- sowie Kulturwissenschaft, an der glücklichen Verbindung der Poetik *mit* der Politik der Kultur, damit bei der In-Kraftsetzung philologischer Paradigmatisierungen angelangt.

Die sich anschließenden drei großen Abschnitte des Buches beschäftigen sich mit exemplarischen Fällen philologischer Paradigmatisierung. Im dritten Kapitel „Paradigmen der Moderne: Walter Benjamin, Robert Musil, Bertolt Brecht“ wird die „zeitdiagnostische Analyse der Virtualisierung und Habitualisierung im politisch-kulturellen Verhaltensfeld“ (S. 207) der Moderne nicht im Rahmen einer narratologischen, sondern im Rahmen einer teatrologischen, performanzorientierten Diskussion vorgenommen. Diese bezieht sich – jeweils integrierend und differenzierend – auf das Dramatische, Theatralische, Gestische und Performative der Darstellung in ihrem Funktionswert für die „Virtualisierung des Lebens und der kulturellen Kodierungen“ (S. 208). Turk verortet die Differenzen der teatrologischen Modelle Benjamins, Brechts und Musils in theatergeschichtlichen Zusammenhängen und untersucht sie auf die Frage hin, inwieweit die drei Theoretiker durch die Ummodellierung dramatischer Darstellungsformen zugleich eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Erfahrung sowie eine Korrektur der

Erfahrung der Moderne in Kraft gesetzt haben. Der Zugriff des Theaters aufs Wirkliche erfolge bei Benjamin durch das „Konzept einer Bewahrheitung in den Vollzugsgestalten der Performanz“ (S. 215) als Teilhabe am Wirklichen, bei Brecht hingegen durch die „Trennung der Elemente“ (S. 189) in der „Explikation des Theaters als Theater“ (S. 215). Musil vereinige Vollzug und Trennung bzw. virtualisiere im Rückkehrereffekt Wirkliches durch Hervorkehrung der lebenspraktischen Theatralik etwa der „Gebärdensprache“ (S. 198) sowie des „pantomimische[n] Element[s] des Lebens“ (S. 221). Dabei erläutert Turk die Differenzen der drei Modelle ebenso, wie er ihre zeit- und problemgeschichtlichen Kongruenzen im Begreifen des am Beginn des 20. Jahrhunderts deutlich gewordenen Problems des bürgerlichen Individualismus als soziale Rahmenbedingung erkennbar werden lässt.

Auch das vierte Kapitel „Geteilte Geschichten“ verfolgt den eingeschlagenen Weg der Untersuchung konvergierender und divergierender Modellierungen weiter. Unter expliziter Heranziehung des Bourdieuschen Analyseinstrumentariums „literarische[r] Felder“ wird hier den Rahmenbedingungen der „sittlich-politischen Bindung des Ästhetischen“ (S. 234) nach 1945 bei Theoretikern und Dramatikern der beiden deutschen Länder nachgegangen. Dabei zeigt sich, dass der ‚Teilung‘ der Felder in beiden Sinnen des Wortes ebensoviel „Partizipation in der Division“ als „Division in der Partizipation“ (S. 250)

zugrunde liegt, was sich durch Formen der jeweiligen Teilhabe am ‚Erbe‘ der Klassik bzw. der Klassischen Moderne belegen lässt. Wie komplex sich dabei die Konvergenzen und Divergenzen feldinterner und feldexterner Beziehungen ergeben können, zeigt die Analyse zum einen in Bezug auf Parallelen zwischen Gadamer und Lukács (auch im Vergleich zum Literaturbegriff Adornos und Barthes vor dem Hintergrund des deutschen bzw. französischen Feldes), zum anderen in Bezug auf das Konkurrenzverhältnis einander scheinbar nahestehender Entwürfe wie der theoretischen und dramatischen Shakespeare- und Brecht-Anleihen von Peter Hacks und Heiner Müller. Besonders interessant ist dabei die Darstellung der Bedingungen, unter denen eine Differenz wie die der Müllerschen Radikalität durch das *enactment* und der Hackschen Konformität durch das *emplotment* zur einer Sanktionierung von Seiten des literarischen Feldes unter beinahe umgekehrten Vorzeichen führen konnte.

Das umfang- und detailsreichste fünfte Kapitel „Im Bann der Szenarien und Diskurse“ geht schließlich entlang der historischen Beispiele Goethes, Wagners und Jean Pauls der „empragmatisierenden“ (S. 281) Wirksamkeit von Literatur in „Szenarien“ und „Diskursen“ im Bereich der Mythosrezeption und der Identitätsphilosophie um und nach 1800 nach. In spannenden textorientierten Analysen modernitätsverpflichteter ‚Arbeit am Mythos‘ wird zuerst die These entwickelt, dass die Goethe’sche *Iphigenie* auf der Basis einer ‚archaischen‘ Überbietung

der Euripideischen Grundlage eine „Mythisierung der Humanität“ statt einer „Humanisierung des Mythos“ (S. 288) betreibt. In direktem Anschluss daran analysiert Turk Wagners „mythenkritische“ (S. 307) und zugleich mythopoetische Annäherung an die Opernvorlagen und stellt fest, dass Wagners Werk (namentlich *Der Ring des Nibelungen*) auf einer – auch in philologischer Hinsicht rekapitulierbaren – Revision und „Dekonstruktion“ (S. 330) des Sophokles’schen Ödipus-Mythos beruht. In Abhebung vom Herderschen bzw. romantischen Konzept einer ‚neuen Mythologie‘ handele es sich dabei statt um eine „historische[] Arbeit am Mythos [um] einen Fall der mythologischen Arbeit an der Geschichte“ (S. 320). Schließlich ist der Jean Paul-Abschnitt der Auseinandersetzung mit dem Paradigma des sich selbst setzenden ‚Ich‘ in der zeitgenössischen Philosophie gewidmet. Wie Turks Romananalysen darlegen, geht es dabei Jean Paul vor allen Dingen darum, die „Ineffizienz ‚des Ich‘“ (S. 392) ins *enactment* multiplizierter Ich-Funktionen aufzulösen, wodurch die weltbezogene „Individualität des Idealmenschen“ (S. 440) hervorgekehrt und dieser in die Lage versetzt wird, „neben der Identifikations- und der Distanzierungsfunktion auch eine Solidarisierungsfunktion im Prozess der Vergesellschaftung wahrzunehmen“ (S. 450).

Horst Turks Monographie ist nicht als Einstieg in kulturwissenschaftliche Fragestellungen konzipiert. Zum Verständnis seines ‚starken‘ Konzeptes bedarf es sowohl einiger Vorschulung

als auch einer gewissen Lust am Experimentieren mit Interpretationen. Desto mehr eignet es sich als Medium des disziplinären Austausches zwischen den ‚Feldern‘ der Philosophen, Soziologen, Politologen, Historiker, Philologen und Kulturwissenschaftler. Noch mehr bietet es sich aber zur feldinternen

Diskussion zwischen Kulturwissenschaftlern und Literaturwissenschaftlern an – zu einer Diskussion, die sich in der gegenwärtigen Phase kulturwissenschaftlicher Debatten besonderer Aktualität erfreut.

Endre Hárs (Szeged)